Epist.
311

B. L.
Bsh. W. deutschen. p. 198.

Domus S.S. Adelhaidis et
Caietani

<36625623490013

<36625623490013

Bayer. Staatsbibliothek

Epist. VII

Briefe

für junge Leute,

nebst einer

Praktischen Abhandlung

von dem

guten Geschmacke

in Briefen,

von

C. F. Gellert.

Frankfurt und Leipzig,

1771.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Wenn auch meine Leser mit diesen Briefen nicht ganz zufrieden seyn sollten; so wird ihnen doch die Absicht nicht misfallen können, die ich dadurch zu erreichen wünsche; nemlich junge Leute, und insonderheit das Frauenzimmer, zu einer natürlichen Schreibart zu ermuntern, und andern, wenn es möglich wäre, das Vorurtheil zu benehmen, als ob unsere Sprache zu den Gedanken der Höflichkeit, des Wohlstandes, des Scherzes, und zu andern zarten Empfindungen nicht biegsam und geschmeidig genug sey. Ich halte es für nothwendig, wenn man Briefe in dieser Absicht heraus geben will, daß man solche wähle, die man wirklich an gewisse Personen geschrieben hat; und zwar, ohne daß man daran gedacht, sie jemals in den Druck zu geben. Sie werden im ersten Falle lebhafter, bestimmter, und eben dadurch brauchbarer: im andern Falle freyer, unstudirter, und eben dadurch angenehmer werden. Die gegenwärtigen Briefe haben das Verdienst, an wirkliche Personen, und ohne alle Absicht des Druckes, geschrieben zu seyn. Wollte der Himmel, daß

sie auch eben so gewiß das größte hätten, nemlich, daß sie in ihrer Art gut wären!

So überzeugt ich indessen bin, daß man durch wirklich geschriebene Briefe die Absicht erreichen könne, die ich mir vorgesetzt habe: so finden sich doch verschiedene Ursachen, welche die Ausführung dieser Absicht schwer machen, und die mich die Erfahrung zu meinem Verdrusse gelehrt hat. Bald verliert der Leser, bald der Verfasser des Briefes, bald die Person, an die er geschrieben ist; bald verlieren alle drey zugleich, bald noch viele andere Personen, deren darinnen erwähnet wird, wenn man solche Briefe dem Druck überlassen will. Ich habe oft die angenehmsten und natürlichsten Briefe von andern in den Händen gehabt. Ich wünschte in der Hitze, daß sie schon gedruckt seyn möchten; und kaum setzte ich mich an die Stelle der Leser: so sahe ich, daß diese so schönen Briefe bald Räthsel, bald Nachrichten waren, an denen man keinen Theil nahm. Der Leser hätte den Verfasser, er hätte diesen und jenen Freund, diesen und jenen Umstand, der oft zehen andere Umstände zu Gefährten hatte, kennen müssen, wenn er alles das Aufgeweckte, das Boshafte in dem Briefe, hätte nothwendig finden und fühlen sollen. Was helfen der Welt dergleichen verschloßne Schönheiten? Wenn es Briefe an eine einzige Person sind: so wird man freylich nach und nach mit ihren Umständen bekannt; allein dergleichen Briefe haben für die Leser eine andere Unbequemlichkeit, nemlich das Gleichför-

mige;

mige; und endlich kommen doch noch solche Haus-Umstände vor, bey denen die Noten, die zu ihrem völligen Verstande nöthig wären, mehr Raum einnehmen würden, als der Text an sich selber.

Doch alles dieses ist noch wenig. Wie viele unschuldige Kleinigkeiten finden sich nicht in Briefen, die man die Welt nicht gerne will wissen lassen, und die man sie aus Bescheidenheit auch oft nicht soll wissen lassen, wenn sie uns und andre kennet. Man kann in seinen Briefen, als Freund, als Anverwandter, als Liebhaber, oft sehr lebhafte Dinge sagen, sehr richtige Anspielungen, sehr feine Satyren machen; und eben diese Einfälle, die unter vier oder wenig Augen schön und wohl angebracht waren, verlieren ihren Werth, wenn sie der Welt vorgelegt werden, und den Namen desjenigen an der Stirne führen, der sie niedergeschrieben hat; zumal, wenn er noch lebet. Die Welt denkt alsdann nicht an den Freund, nicht den Vertrauten, nicht den Scherzhaften bey dieser oder jener Gelegenheit, wo der Scherz eine Tugend war; nicht den Mann, der sich, indem er schrieb, einmal zerstreuen wollte; der mit seinem besten Freunde, oder mit seiner Freundin, zum Vergnügen redete; der sich mit Fleiß vergaß, und eben daher schön redete; sondern sie denkt den und den Mann, der diese oder jene Bedienung, dieses oder jenes ernsthafte Amt, diese oder jene Jahre hat; sie denkt seine Geschäfte, seine Schriften, seine Freunde, sein Glück oder Unglück dabey.

Sein Gedanke verliert alsdann oft, wenn sie den Mann kennet, weil sie Umstånde dazu bringt, die sie vergessen sollte. Er verliert aber auch oft von einer andern Seite, wenn sie ihn nicht kennet, weil ihr Umstånde verborgen sind, ohne welche der Einfall, wo nicht ganz unverståndlich wird, doch wenigstens die Hålfte seiner Anmuth verliert. Man schreibe endlich als ein Gönner, als ein Client, als ein Rathgeber, als ein Dankbarer; es mischen sich stets gewisse Umstånde mit ein, die wir nicht wollen bekannt werden lassen. Und wer ist gleichwohl ein getreuerer Verråther, als ein Brief? Streicht man bey dem Drucke solche Umstånde weg; so gehet es gemeiniglich den Briefen, wie allen wohl verbundenen Dingen, denen man einen Theil entziehet. Sie passen übel zusammen; und wenn dieß nicht ist: so haben sie doch eine Schönheit weniger. Schade genug!

Die Personen, an die man schreibt, und von denen man in den Briefen redet, verursachen in Ansehung des Druckes eben diese Schwierigkeiten. Man darf zuweilen einen gewissen Umstand nicht bekant machen, oder man kann ihn beynahe nicht erklåren; und gleichwohl ist oft der ganze Brief, oder sein ganzes Verdienst auf diesen Umstand gegründet. Also fallen dergleichen Briefe, wenn man sich zum Drucke entschließt, wieder weg. Ferner giebt es gewisse Briefe, die zwar alle Welt würde lesen dürfen, und wenn sie solche nur lesen möchte,

auch

auch würde verstehen können. Aber der Inhalt ist so geringe, so unansehnlich, so persönlich, so familienmäßig, daß man keinen Theil daran nehmen kann. Und so gut dergleichen Briefe in ihrer Art sind; so ist man ihrer vielleicht bey dem dritten schon müde, und niemand verlangt solche Exempel, als diejenigen Leser, die sie am wenigsten zu gebrauchen wissen; das ist, die gar nicht schreiben sollten.

Endlich sind Briefe, als gedruckte Briefe oft deswegen nicht mehr schön, weil der Leser das besondere Verhältniß, das zwischen mir und der Person ist, an die ich schreibe, nicht weis, und also die größte Tugend, den Wohlstand des Briefes, nicht wahrnehmen und empfinden kann. Es ist in diesem Falle nicht allemal genug, daß man, zum Exempel, weis, daß der andre mein Gönner ist. Man sollte das besondere Verhältniß zwischen ihm und mir, man sollte seinen und meinen Charakter, und zwar in diesen oder jenen Umständen und Aussichten wissen, wenn man von der Güte, oder dem Fehler des Briefes recht vollkommen urtheilen wollte.

Ich habe mich in dieses Schicksal bey dem Drucke der gegenwärtigen Briefe so gut zu schicken gesucht, als es möglich gewesen ist. Ich habe aus vielen nur wenige, nur solche ausgelesen, die nach meinen Gedanken ohne die Gefahr eines Misver-

standes gedruckt, ohne Mühe und Dunkelheit gelesen, und ohne ein Tageregister gewisser Haus-Angelegenheiten verstanden und geprüft werden könten.

Wenn einige so glücklich sind, dem Leser zu gefallen: so ist er den Dank nicht sowohl mir, als einer guten Freundin, schuldig; nicht deswegen, weil sie mich zum Drucke verführet hat; sondern weil ich diese Briefe ohne sie größten Theils gar nicht haben würde. Sie hatte sonst den kleinen Fehler, daß sie mich gerne las, und meinen Urtheilen glaubte. Sie wies mir im Anfange ihre Briefe, und ich versprach ihr, sie die meinigen, so viel ich ihrer schriebe, und so oft es die Zeit erlaubt, wieder lesen zu lassen. Sie hat sie bey dieser Gelegenheit oft abgeschrieben, wenn sie ihr gefallen haben; und die Briefe an sie selbst machen auch keinen geringen Theil von den gegenwärtigen aus.

Da ich in meinem Leben fast keinen Brief concipiret habe, noch so stolz gewesen bin, meine Briefe des Abschreibens werth zu achten: so schien es mir nöthig, diesen historischen Umstand anzuführen. Und da ich zugleich den Leser versichert habe, daß dieses nicht erdichtete, noch zum Drucke geschriebene Briefe, sind: so habe ichs gar für meine Schuldigkeit gehalten, diese Anekdote zu erzählen, und mich lieber einer kleinen Eitelkeit, wenn einmal eins seyn muß, als einer Unwahrheit verdächtig zu machen.

Diese-

Diejenigen, welchen der Name und die Titulatur an einem Brief das merkwürdigste sind, werden unzufrieden seyn, daß ich beydes die meisten male weggelassen habe. Ich gebe auch gerne zu, daß unsere Neubegierde bey gewissen Briefen etwas entbehret, wenn sie die Namen der Personen, an welche sie geschrieben sind, und ihren Aufenthalt, nicht findet. Allein würde ich nicht diesen, oder jenen, beleydiget haben, wenn ich seinen ganzen Namen hätte hinsetzen wollen? Würde es nicht gelassen haben, als ob ich meine Bekantschaft mit ihm, der ganzen Welt erzählen wollte? Und was die Titulaturen anlangt; wer weis sie nicht? Und in welchem Briefsteller findet man sie nicht? Ich habe über dieses die Erlaubniß, oder das Recht gehabt, zuweilen nur kurze, zuweilen gar keine, als vertraute Titel, zu gebrauchen. Das letzte wird man leicht aus der Sprache des Briefes selbst schliessen können. Ein guter Freund, dem ich diese Briefe zeigte, fragte mich, ob man den vertraulichen Scherz nicht übel auslegen würde, der dann und wann darinnen vorkäme. Ich habe ihm geantwortet, die Welt aus unsern Zeiten, wäre viel zu fein und zu gerecht, als daß man sie erst erinnern müßte, aus welchem Gesichtspuncte ein Scherz zu beurtheilen, oder zu vergeben wäre. Gesetzt, daß diese Antwort nicht durchgängig hinreichend seyn sollte, so ist sie doch der Ehrerbietung und dem Vertrauen, das ein jeder Scribent der Welt schuldig ist, vollkommen gemäß.

Die Gedanken von Briefen, habe ich blos jungen Leuten zum Dienste niedergeschrieben. Es ist wahr, daß in der Schreibart auch die besten Regeln immer noch eine unzulängliche Landkarte sind; aber es läßt sich doch mit einer unvollkommenen Karte besser reisen, als mit gar keiner; und was ist zu thun, wenn keine zulängliche möglich ist? Ich hoffe auch gar nicht, daß meine Leser stets mit meiner Meynung übereinstimmen werden. Nein! Es geht mit unsern Urtheilen, spricht Pope, wie mit unsern Uhren. Keine geht mit der andern vollkommen gleich, und jeder glaubt doch der seinigen:

Tis with our Judgments as our Watches, none
Go just alike, yet each believes his own.

Ich weis nichts mehr zu sagen, als daß ich vielleicht schon zu viel gesagt habe. Leipzig, im Aprilmonate 1751.

Praktische Abhandlung

von dem

guten Geschmacke

in Briefen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Man braucht keine große Mühe, wenn man das Schöne und Schlechte in einem Briefe erklären, und noch weniger, wenn man es kennen lernen will. Man darf nur die Natur und Absicht eines Briefes zu Rathe ziehen, und einige Grundsätze der Beredsamkeit zu Hülfe nehmen: so wird man sich die nöthigsten Regeln, welche die Briefe fordern, leicht entwerfen können. Wenn man sich endlich gute Beyspiele vorlegt, untersucht, warum sie schön sind, und sich bemühet, das Schöne davon recht zu empfinden: so wird man nicht allein seine Regeln vollständiger, sondern auch seinen Geschmack im Schreiben gewißer machen. Kennt man einmal das Schöne an einer Sache: so ist es sehr leicht, die Fehler wahrzunehmen. Unsere Empfindung sagt sie uns, und ein geschwindes Urtheil des Verstandes, das sich auf die allgemeine Regel des Schönen und Wahren gründet, mengt sich in unsere Empfindung, ohne daß wir es allemal wissen. Wir wollen uns dieser Methode bedienen, und jungen Leuten die Tugenden

und Fehler der Schreibart in Briefen, aus der Natur und Absicht der Briefe und aus einigen Regeln der Beredsamkeit, aufsuchen helfen. Man wird es uns daher vergeben, wenn wir zuweilen eine Stelle aus dem Cicero, Quintilian, oder aus einem neuern Scribenten im Vorbeygehen anführen werden.

Das erste, was uns bey einem Briefe einfällt, ist dieses, daß er die Stelle eines Gesprächs vertritt. Dieser Begriff ist vielleicht der sicherste. Ein Brief ist kein ordentliches Gespräch; es wird also in einem Briefe nicht alles erlaubt seyn, was im Umgange erlaubt ist. Aber er vertritt doch die Stelle einer mündlichen Rede, und deswegen muß er sich der Art zu denken und zu reden, die in Gesprächen herrscht, mehr nähern, als einer sorgfältigen und geputzten Schreibart *. Er ist eine freye Nachahmung des guten Gesprächs. Wenn ich, zum Exempel, an einen großen Herrn schreibe, und ihn um etwas bitte: so kann und darf ich zwar nicht ganz so reden, als wenn ich vor ihm stünde. Allein man fasse einmal diese Bitte in einer prächtigen, oder in einer Kanzeleyförmigen Schreibart ab, so werden tausend Leute sagen, daß der Brief nicht natürlich ist, und bald mit der Antwort fertig seyn, daß man im gemeinen Leben nicht so zu reden pflegt. Der Anfang von diesem Briefe mag also heißen:

Gnädiger Herr!

Nachdem ich in Erfahrung gebracht habe, daß Ew. Hochwohlgebohrnen eines Sekretairs bedürftig sind, und ich

* Qualis sermo meus esset, si vna sederemus, aut ambularemus, illaboratus & facilis: tales esse epistolas meas volo, quæ nihil habeant accersitum nec fictum. *Seneca* ad *Lucil* epist. LXXXV.

ich mich zu sothaner Bedienung seit vielen verflossenen Jahren auf Schulen und Akademien beſtmöglichſt geschickt gemacht habe ꝛc.

Ein Frauenzimmer von gesundem Geschmacke, die aber gar nicht mit den Regeln der Kunst bekant ist, wird das Unnatürliche in diesem Briefe leicht fühlen. Man redet nicht so; das wird ihre Kritik seyn. Und was ist wahrer? Wenn verbindet man zween leicht zu verstehende Sätze durch ein **Nachdem** und **So**? Die Schreibart wird strotzend. Wenn sagt man im gemeinen Leben: Nachdem ich heute viermal vergebens bey ihnen gewesen bin, so will ich mir die Freyheit nehmen --? Die Redensart **in Erfahrung bringen**, ist der Sache gar nicht gemäß. Sie bringt uns auf die Gedanken, daß sehr mühsame Nachforschungen dazu gehört haben. Sollte man nach einem solchen Eingange nicht die wichtigsten Entdeckungen vermuthen? Und es ist weiter nichts, als daß der Herr einen Sekretär braucht. Wer wird zu einem großen Herrn sagen: **Sie sind eines Sekretärs bedürftig**? Das Wort, **bedürftig**, ist ungebräuchlich, und erweckt einen wiedrigen Begriff, weil es dem großen Herrn die Unentbehrlichkeit einer solchen Person vorrückt, als der Verfasser des Briefes zu seyn glaubt, und ihn zum voraus von seinem Werthe zu benachrichtigen scheinet. **Sothane Bedienung**; dieses Beywort höret man in Gesprächen nicht. **Seit vielen verfloßnen Jahren auf Schulen und Akademien beſtmöglichſt** ꝛc. **Verflossen** ist überflüßig; **beſtmöglichſt** ist durchaus fremd. Man kann also dadurch, daß man sich an die Sprache des gemeinen Lebens erinnert, die Schreibart in Briefen schon ziemlich bestimmen. Man kann dadurch wissen, wie man reden soll, wenn man vertraulich, wenn man scherzhaft, wenn man ernsthaft, wenn man ehrerbiethig und mitleydig schreiben will.

Allein

Allein wer siehet nicht, daß wir im Briefschreiben in viele Fehler verfallen würden, wenn wir ohne Unterschied die Sprache des Umgangs nachahmen wollten? Unsere Schreibart würde oft sehr unverständlich und schmuzig, oder gezwungen, platt, weitläuftig und gemein werden, wenn wir ohne Ausnahm von bürgerlichen und häuslichen Angelegenheiten in Briefen so reden wollten, wie die Niedrigen, oder die Vornehmen, im gemeinen Leben davon zu sprechen pflegen. Hier geht also der Brief von dem Gespräche ab. Was seiner Natur nach, in der Art zu denken und sich auszudrücken, unrichtig, müßig, ekelhaft ist, das wird dadurch in einem Briefe nicht gerechtfertiget, weil es im gemeinen Leben oft gehört wird. Gesittete und geschickte Leute enthalten sich auch solcher Dinge schon im Umgange, und noch mehr wird man dieses im Schreiben zu beobachten verbunden seyn. Dem ungeachtet bleibt es dabey, daß der Scribent seine Worte aus den gesellschaftlichen Reden entlehnet. Allein es verändern sich bey den Briefen gewisse Umstände. Man hat mehr Zeit, wenn man schreibt, als wenn man spricht. Man kann also, ohne Gefahr unnatürlich zu werden, etwas sorgfältiger in der Wahl seiner Gedanken und Worte, in der Wendung und Verbindung derselben seyn. Was geschrieben ist, wird genauer bemerkt, als was man blos hört; man muß sich daher um desto mehr hüten, durch seine Briefe einen Ekel zu erwecken. Dieses kann nicht besser geschehen, als wenn man das Gemeine, das Alltägliche vermeidet, das am ersten in der Rede beschwerlich wird, und wenn man sich so wohl von dem Altfränkischen als von dem Neumodischen in der Sprache gleich weit entfernet *. Man bedienet

* Ergo, ut novorum optima (verba) erunt maxime vetera, ita veterum maxime nova. *Quinct.* L. I. c. 6.

dienet sich im Schreiben der Worte *, die in der Welt üblich sind. Allein durch die Art, wie man sie braucht, durch die Stellung und Verbindung, die man ihnen giebt, entzieht man dem Ausdrucke das Gemeine, und giebt ihm eine gewisse Zierlichkeit, die so natürlich läßt, daß jeder glaubt, er würde eben so von der Sache gesprochen haben, weil er seine Worte hört. Man redet daher nicht ohne Ausnahme so in Briefen, wie andre im Umgange sprechen. Man ahmet vielmehr ihre Sprache geschickt nach. Ich will dieses durch ein kleines Exempel erläutern. Es giebt in der Sprache des Umgangs Formeln, Glück zu wünschen, oder sein Beyleid zu bezeigen, die sehr gebraüchlich sind, und in dem man die Leute sprechen lassen muß, wenn man sie in einer Schrift redend einführen, und das Natürliche beobachten will. Allein an stat, daß dergleichen Formeln in Briefen natürlich lassen sollten: so werden sie vielmehr beschwerlich, wenn man sie von Wort zu Wort in die Briefe überträgt, und ihnen nicht durch einen veränderten Ausdruck eine neuere Gestalt zu geben sucht. Ich finde z. E. in einem Briefe diese Stelle: „ Indessen hoffe ich, Sie werden versichert seyn, daß ich an ihrem Glücke das gröste Theil nehme, und von Herzen wünsche, daß Sie nebst Ihrer Frau Gemahlin alles ersprießliche Vergnügen und Wohlergehen bis in die spätesten Zeiten geniessen mögen „. Dieser Wunsch ist eine Formel, die man tausendmal gehört hat; aber läßt sie darum in einem

Briefe

* Non sunt alia sermonis, alia contentionis verba: neque ex alio genere ad usum quotidianum, alio ad scenam pompamque sumuntur: sed ea nos cum jacentia sustulimus e medio, sicut molissimam ceram ad nostrum arbitrium formamus, & fingimus. *Cicer.* de Orat. L. III. p. 500. *edit. Elzev.*

Briefe natürlich, weil sie im Reden gewöhnlich ist? Nein, sie ist für den Brief zu gemein. Wenn ich schreibe: so thue ich nur, als wenn ich redete, und ich muß das Natürliche nicht bis zum Ekelhaften treiben. Man sage hingegen: „Sie können versichert seyn, daß mich ihr Glück von Herzen vergnügt, und daß ich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin die größte und dauerhafteste Zufriedenheit in ihrer Ehe wünsche = = „. Auf diese Art wird dem Wunsche das Gemeine benommen. Er ist nicht mehr in den ordentlichen Worten des Gesprächs abgefaßt: allein die Worte sind doch einzeln, ja selbst in ihrer Verbindung, üblich. Ihre Stellung scheint fremder zu seyn, als die erste; aber sie ist dem Sprachgebrauche, welchen man in der Wortfügung niemals aus den Augen lassen muß, immer noch gemäß, ja der ganze Period ist dadurch kürzer und gefügiger geworden, als der erste. Die Worte und Redensarten eines Briefes müssen also im gemeinen Leben nicht ungewöhnlich, obgleich nicht die gewöhnlichsten, sie müssen gebräuchlich, aber auch gut und richtig, und nicht allein einzeln, sondern auch im Zusammenhange, üblich seyn. Wer Briefe schön schreiben will, muß nicht so wohl schreiben, wie ein jeder im gemeinen Leben reden, sondern wie eine Person im Umgange ohne Zwang sprechen würde, welche die Wohlredenheit völlig in ihrer Gewalt hätte, welche schön redete, ohne daß die Ausdrücke sich von den Ausdrücken andrer so weit entfernten, daß der Unterschied dem Ohre gleich merklich würde.

Um die Schreibart der Briefe noch genauer zu bestimmen, und die Fehler zu vermeyden, die aus einer unbehutsamen Nachahmung des Gesprächs sich in die Briefe einschleichen können, muß man ferner auf den Inhalt der Briefe Achtung geben. Wer weis nicht, daß

die Schreibart von den Sachen abhängt, und daß sie nur in so weit schön ist, als sie sich zu den Dingen schickt, welche sie vorträgt? Die meisten Briefe sind Verzeichnisse von besondern Angelegenheiten des gemeinen Lebens. Wir berichten dem andern etwas, wir bitten ihn um etwas, wir dancken ihm für etwas, das seine Deutlichkeit schon bey sich führt, so bald es in üblichen verständlichen Worten vorgetragen wird.

Wenn wir in einer geschmückten oder prächtigen Sprache von einer geringen und gemeinen Sache reden; so hat der Ausdruck kein Verhältniß, er wird unnatürlich oder abentheuerlich. Was von den Worten gilt, gilt auch von den Gedanken. Diese werden von den Sachen erzeugt. Eine bekante oder gewöhnliche Sache, die nur erzählt und nicht ausgeführt werden will, kann mich unmöglich mit großen, oder mit vielen sinnreichen Gedanken erfüllen. Ich will dadurch nicht sagen, daß man in seinen Briefen schläfrig denken müsse, daß man allen feinen und schönen Gedanken den Zugang verwehren müsse. Nein, man soll sich nur hüten, daß man sie nicht von weitem herholt, und mit Gewalt in seine Materie hinein zwingt. Endlich ist es nicht genug, wenn die Einfälle nicht gesucht sind, man muß sie auch mit Bescheidenheit und Sparsamkeit anbringen. Ein Brief soll eben nicht einem armseeligen Zimmer gleichen, das an allen Wänden leer ist; aber er muß auch kein pralendes Putzzimmer seyn, darinnen man eine Menge von Kostbarkeiten zur Schau ausgesetzt, die vielleicht an zehn andere Orte gehören, und welche die Aufmerksamkeit ermüden, anstat, daß sie dieselbe bequem sättigen sollten. Gesuchte Gedanken, spitzfindige Einfälle, denen man die Mühe ansieht, die sie den Verfasser gekostet haben, oder die Freude, die er nach ihrer Geburt empfunden, mis-

fallen eben so sehr, als ungekünstelte und doch feine Gedanken in Briefen gefallen. Es giebt gewisse Gesichter, die gar nicht blendend sind, die keine große Schönheit ankündigen, und die doch durch eine gute Mine uns sanft einnehmen, und lange rühren. So giebt auch gewisse Gedanken, die eben nicht eine grosse Verwunderung erwecken, wenn man sie siehet; die aber durch eine gewisse unschuldige, oder schalkhafte, durch eine treuherzige, durch eine verschämte, durch eine muntere und nachläßige Mine gefallen. Mit diesen kann man seinen Brief wohl ausputzen. Sie zerstreuen die Aufmerksamkeit nicht und ermüden sie auch nicht: sie unterhalten sie nur. Sie entfernen sich gleich weit von den ganz starken, und von den ganz leeren Gedanken. Sie bieten sich an, oder lassen sich doch, wie die Veilchen unter den Blättern, gerne finden. Wir müssen daraus nicht schliessen, daß dieses allemal die besten Gedanken in Briefen sind, die uns am ersten bey der Sache einfallen. Zuweilen kostet eben das Leichte, das Natürliche in einem Gedanken, das sich bey seiner Zubereitung nicht gleich geben will, die meiste Mühe, und gefällt doch dem Leser am Ende aus dem Grunde, weil es keine Mühe gekostet zu haben scheinet. Man hat alle Arbeit, alle Kunst versteckt. Man hat den Gedanken mit dem Vorhergehenden oder Nachfolgenden so zusammen gefügt, daß man glaubt, er gehöre nothwendig da hinein.

Ich muß bey dieser Gelegenheit erinnern, daß es eine Schreibart giebt, die nicht gefällt, weil sie, wenn ich also sagen darf, zu natürlich ist. Sie hat, wie das Wasser, gar keinen Geschmack. Ich meyne die Schreibart, die zwar aus sehr leichten, aber auch sehr leeren Worten und Gedanken besteht. So wenig man in einem Briefe gefällt, wenn man es merken läßt, daß man geistreich

reich seyn will, eben so wenig gefällt man auch ohne Geist. Der Leser vergnügt sich nicht bloß deswegen an mir, weil ich leicht und bald zu verstehen bin; ich mag ihm etwas so gemeines sagen, als ich will; nein, weil ich ihm etwas Gutes um einen wohlfeilen Preiß, auf eine leichte Art sage. Er glaubt, weil ihm die Schreibart keine Mühe macht, indem sie ihm gefällt, daß sie mir auch keine gemacht habe, und dieß flößt ihm eine gewisse Hochachtung gegen mich ein, daß ich so glücklich bin, ohne Mühe so fein von einer Sache zu reden. Dieses schreibt sich vermuthlich von unsrer Begierde zur Bequemlichkeit her. Und bey dieser Gelegenheit mengt sich unsere Eigenliebe heimlich in das Spiel, und beredet uns, weil alles so leicht und natürlich ist, daß wir selbst eben so gedacht und geredet haben würden, oder daß wir es dem Verfasser doch gleich thun könten, so bald wir nur wollten. Ich will das, was ich von der unnatürlichen und gar zu natürlichen Schreibart der Briefe gesagt habe, durch einige Beyspiele zu erleichtern suchen, und auch die wahre natürliche an einem Exempel zeigen. Solche Beyspiele mit Anmerkungen lehren mehr, als alle Regeln. Ein Exempel von der unnatürlichen Schreibart wollen wir aus **Neukirchs galanten Briefen** nehmen, die man jungen Leuten zum Unglücke immer, als Muster * guter

* Man sehe die Vorrede zur siebenten Auflage des **Junkerischen** Briefstellers. Nichts, spricht der Verfasser, war diesem Werkchen nöthiger, als ein Vorrath guter Muster, die jungen Leuten zur Aufmunterung in der Schreibart dienen könten. Nun hat es dieser Art nicht leicht jemand diesem berühmten Scribenten (Neukirchen) gleich gethan; das macht, er hat diese wenige Stücke nicht den Buchhändlern vor Geld alphabetweise hingeschmiert, sondern wirklich in solchen Umständen, als darinen vorkommen, an wahrhafte Personen abgelassen. So wird auch in der Vorrede zu des **le Pays** übersetzten Briefen behauptet, daß

Briefe angepriesen hat. Es ist ein Danksagungsschreiben an den Herrn von Rauter. Neukirch redet mit einem vornehmen Hofmanne, mit seinem großen Gönner und Wohlthäter. Er sollte also die gesetzte und ernsthafte Sprache der Dankbarkeit und Ehrerbietung reden. Ein Client, der mit seinem Gönner spricht, kan seine Gnade zwar loben; aber er muß es bescheiden thun, und die Lobsprüche nicht übertreiben. Er soll ihm die Empfindung der Dankbarkeit auf eine lebhafte Art zu erkennen geben; aber er soll sie nicht auf das Poßierliche und Abentheuerliche treiben. Der Brief heißt so:

Hochwohlgebohrner Herr rc.

Wenn ich so verschwenderisch mit Worten, als Ew. Excellenz mit Wohlthaten wäre, so würde ich schon nichts mehr haben, womit ich mich für Dero heutige Gnade bedanken könte. Allein Sie werden dadurch nichts ärmer; denn Sie haben alle Augenblicke neues Vermögen, mir Gutes zu thun; da ich hergegen oft acht Tage sinne, ehe ich nur eine Redensart finde, welche sich entweder zu Beschreibung Dero großen Gemüths, oder zur Ausbildung meiner unterthänigsten Erkentlichkeit schicket. Ich habe mir zwar vielmal fürgenommen, meine Gedanken auf einmal auszuschütten, und alles, was ich von Ew. Excel-

daß man durch nichts besser, als durch die **Neukirchischen** Briefe behaupten könne, daß es den **Teutschen an aufgeweckten Köpfen und Vätern einer lebhaften, sinnreichen und bündigen Schreibart so wenig als den Franzosen, fehle.** = = Damit meine Leser nicht denken, daß ich bloß aus Begierde zu wiedersprechen, so nachtheilig von Neukirchs galanten Briefen urtheile: so bitte ich sie, diese Briefe selbst zu lesen. Ich weis wohl, daß sie von grossen Männern sind gelobet worden; allein ich zweifle, daß diese Männer sie alle gelesen haben. Vielleicht hat sie der Nahme verführt.

Excellenz bishero empfangen, in eine einzige Lobschrift zu fassen; Aber nachdem ich den ganzen Plinius gelesen, und alle Schmeichelgedichte der alten und heutigen Poeten durchstankert, so habe ich allererst gesehen, daß Ew. Excellenz Ihres gleichen noch nicht gehabt, und daß Dero neue und ungemeine Gemüthsart, auch neue und ungemeine Formeln erfordert. Nun wollte ich mich auch hierum wohl bemühen: Allein ich fürchte, je mehr ich sage, je mehr werde es die Welt für Lügen halten, weil sie doch unmöglich glauben kann, daß Ew. Excellenz dieses alles an einem einzigen, und zwar fremden, Menschen erweisen. Ich thue also viel vernünftiger, wenn ich schweige. Ew. Excellenz kennen mein Herz, und finden alle Buchstaben darinnen, welche zu einer Rede vonnöthen seyn. Sie machen sich Ihr Loblied selber, und seyn zufrieden, daß ich mit unterthänigstem Respect bewundere, was ich doch nicht anders vergelten kann, als daß ich mich nenne.

Ew. Excellenz

unterthänigen und gehorsamsten
Knecht.

Wir wollen diesen Brief stückweise durchgehen, und ihn sowohl in Ansehung des Ausdrucks, als der Gedanken und der ganzen Einrichtung beurtheilen: „Wenn „ich so verschwenderisch mit Worten, als Ew. Excel„lenz mit Wohlthaten wäre, so würde ich schon nichts „mehr haben, womit ich mich für Dero heutige Gnade „bedanken könte.“ Wenn dieser Gedanke auch nicht unter diejenigen Spitzfindigkeiten gehörte, welche anfangs mit der Mine des Witzes schmeicheln, und wenn man sie untersucht, zum Lachen bewegen *: so würde er doch

* Minimis etiam inventiunculis gaudent, quæ excussæ risum habent, inventæ facie ingenii blandiuntur. *Quinctil.* VIII. 5.

des Ausdrucks wegen verwerflich seyn. Welche Klugheit, einem grossen Herrn zu sagen, daß er mit seinen Wohlthaten verschwenderisch ist! Ist das die bedachtsame Sprache eines Clienten? Und wenn nun auch Neukirch so verschwenderisch mit Worten wäre, als sein Gönner, nach seiner Meynung, mit Wohlthaten ist, würde er sich denn deswegen heute nicht mehr bedanken können? Kann man denn die Worte nicht wieder gebrauchen, die man einmal gebraucht hat? Kann man sich nicht mehr bedanken, wenn man sich zwanzigmal bedankt hat? Kein Gedanke ist natürlich, der im Grunde falsch ist. Neukirch begehet noch einen Fehler. Indem er den Gegensatz von der Verschwendung mit Worten und Wohlthaten macht: so sagt er nicht allein dem Herrn von Rauter eine Grobheit, sondern er lobt sich auch selbst, daß er haushältiger auf seiner Seite ist. Er fährt fort: „Allein Sie wer„den dadurch nichts ärmer; denn Sie haben alle Au„genblicke neues Vermögen, mir Gutes zu tuhn; da „ich hergegen oft acht Tage sinne, ehe ich nur eine Re„densart finde, welche sich entweder zu Beschreibung „Dero grossen Gemüths, oder zur Ausbildung meiner „unterthänigsten Erkentlichkeit schickt“ Man siehet nicht, wie das Allein hier bindet. Der ganze Period soll eine Erklärung des Vorhergehenden seyn, und zugleich eine Rechtfertigung. Sie werden dadurch nichts ärmer. Das dadurch ist undeutlich. Man muß grossen Herren nichts von arm werden vorsagen. Wenn der Herr von Rauter alle Augenblicke neues Vermögen hat, Neukirchen Gutes zu thun, welches doch eine schreckliche Hyperbole ist: so verringert Neukirch eben dadurch die Großmuth seines Gönners. Das ist ja eben nichts grosses, wenn ich nichts thue, als daß ich mich des Vermögens, wohl zu thun, entschütte, das mir alle Augenblicke zufließt.

Allein

Allein Neukirch brauchte die Augenblicke, um sie den Tagen entgegen zu setzen, da ich hergegen oft acht Tage sinne, ehe ich nur eine Redensart finde, welche u. s. w. Ein jeder frage sich selbst, ob er, ohne roth zu werden, dieses zu seinem Gönner sagen könte? Ein Tag zu einer Redensart, das wäre schon ausschweifend; aber acht Tage, das ist gar nicht auszustehen. Der Herr von Rauter hätte dieses Bekentnisses wegen Neukirchen seine Gnade entziehen sollen. Einem Clienten, der acht Tage sinnen muß, ehe er zur Beschreibung meines grossen Gemüths, und zur Ausbildung seiner unterthänigsten Erkentlichkeit eine Redensart finden kann, dem gebe ich nichts mehr. Ich fürchtete mich, daß ichs zu verantworten hätte, wenn er um meinetwillen ferner die Zeit verderbte. Doch der Verfasser will dadurch sagen, daß es sehr schwer ist, den Herrn von Rauter würdig zu loben. Das kann seyn; aber er hat es sehr unnatürlich gesagt. Er macht sich zu einem armseeligen Pedanten, um die Großmuth des Gönners unbeschreiblich zu machen. Ueber einem Lobgedichte acht Tage zubringen, das ist keine Schande. Aber sich von einem Manne müssen loben lassen, der acht Tage Zeit zu einem Ausdrucke braucht, das ist wirklich eine. Die Ausbildung der Erkentlichkeit, ist eine gesuchte und undeutliche Redensart. Was heißt seine Erkentlichkeit ausbilden? Sie vollständiger und vollkommner in seinem eignen Herzen machen, nicht aber sie durch Worte zu erkennen geben. „Ich habe mir zwar vielmal fürge„nommen, meine Gedanken auf einmal auszuschütten = =" das ist sehr unverschämt mit dem Herrn von Rauter gesprochen. Ausgeschüttete Gedanken sind kein grosses Geschenke. Der Lobspruch, der unmittelbar folgt, ist die gröste Beleydigung für einen bescheidenen Mann. Ei-

nem gerade zu unter die Augen sagen, daß seines gleichen noch nicht in der Welt gewesen ist, und zwar von der Seite des guten Herzens her, das ist etwas schreckliches. Ein Client verräth bey einem solchen Machtspruche einen erstaunenden Stolz. Er rühmt sich gleichsam, die Verdienste aller andern so genau zu kennen, daß er den Ausspruch thun kann, wer der größte sey. Gesetzt, daß er nach seinen Gedanken Recht hätte: so muß ers doch mit Bescheidenheit sagen. Er setzt sonst zum voraus! daß sich sein Gönner gerne loben läßt, und das ist doch eben keine Schmeicheley. Endlich kann der Gönner auf so einen Lobspruch, wenn er auch aufrichtig wäre, doch nicht stolz werden. Wer macht ihm denn den Lobspruch? Ein Mensch, der von seinen Wohlthaten eingenommen, der eben deswegen schon partheyisch ist, der sich neue Gunstbezeugungen erkaufen will, und der sich endlich aus Bescheidenheit das Recht nicht anmaßen sollte, die Verdienste seines Gönners mit so grossem Geraüsche zu bestimmen. „Aber nachdem ich den ganzen Plinius gelesen, „und alle Schmeichelgedichte der alten und heutigen „Poeten durchstankert, so habe ich allererst gesehen, daß „Ew. Excellenz Ihres gleichen noch nicht gehabt, und „daß Dero neue und ungemeine Gemüthsart auch neue „und ungemeine Formeln erfordert.“ Die ganze Stelle ist wunderbar. Was heißt der **ganze Plinius**? Vermuthlich seine Lobrede auf den Trajan. Also ist ein Trajan nichts gegen den Herrn von Rauter? Er hat alle Schmeichelgedichte durchstankert. **Durchstankern** ist ein unflätiges Wort. Und warum Schmeichelgedichte? Hat er denn seinem Gönner auch Schmeicheleyen sagen wollen? **Ihres gleichen** ist ein zu vertraulicher Ausdruck. Wer sagt im Ernste, der Mann hat eine ganz **neue Gemüthsart**? Und warum erfodert seine

neue

neue und ungemeine Gemüthsart bloß neue und ungemeine Formeln? Scheint es doch, als wenn der Verfasser die Formeln und Redensarten für nöthiger zu einer Lobrede hielte, als die Gedanken. Um sich von dem Unnatürlichen dieser Sprache zu überzeugen: so mache man aus dieser Stelle ein Compliment. Wenn ich zu einem grossen Herrn ins Zimmer träte, und anfienge: Gnädiger Herr, Sie haben mir eine neue und ungemeine Wohlthat erwiesen, die auch neue und ungemeine Formeln erfordert, u. s. w. würde er nicht glauben, daß ich mich für seine Wohlthat betrunken hätte? „Nun „wollte ich mich auch hierum wohl bemühen; allein „ich fürchte, je mehr ich sage, je mehr werde es die „Welt für Lügen halten, weil sie doch unmöglich glau„ben kann, daß Ew. Excellenz dieses alles an einem „einzigen und zwar fremden Menschen erwiesen.„ Hier ist erstlich der Zusammenhang dieses Perioden und des vorigen unnatürlich. Er hat von der neuen und ungemeinen Gemüthsart des Gönners geredet. Nun sagt er, die Welt würde das Lob derselben für Lügen halten. Warum? weil sie nicht würde glauben können, daß er alle diese Wohlthaten einer einzigen Person erwiesen. Man erwartet natürlicher Weise ganz was anders. Er redet itzt von seiner Dankbarkeit; und unmittelbar zuvor war die Rede von den Rauterschen Verdiensten. Bestehet denn das ganze Verdienst, warum der Herr von Rauter besser ist, als alle übrigen Sterblichen, bloß darinnen, daß er Neukirchen viele Wohlthaten erwiesen hat? Er gestehet, daß er sich endlich wohl um Formeln bemühen wollte. Warum um Formeln? Mit dem Worte Lügen muß man grossen Herren verschonen. Er fährt fort: „Ich thue also viel vernünftiger, wenn ich schwei„ge“ Ist dieses nicht der schönste Gedanke in dem

Briefe, so ist es doch der wahreste. „Ew. Excellenz „kennen mein Herz, und finden alle Buchstaben darin„nen, welche zu einer Rede von nöthen seyn. Sie „machen sich Ihr Loblied selber, und seyn zufrieden, „daß ich mit unterthänigstem Respect bewundere, was „ich doch nicht anders vergelten kann, als daß ich mich „nenne Ew. Excellenz unterthänigen und gehorsamsten „Knecht.“ Nachdem der Verfasser in dem ganzen Briefe mit seinem Gönner pedantisch complimentiret hat so wird er am Ende auf einmal vertraut mit ihm. Der Herr von Rauter kennt sein Herz, und findet alle Buchstaben darinnen, welche zu einer Rede nöthig sind. Es ist beynahe unmöglich, daß einem bey dem Herzen nicht der Schriftkasten, und der Herr von Rauter, als ein Setzer einfallen sollte, der sich sein **Loblied** selber macht. Erst hat er nur von Worten, Redensarten und Formeln geredet, itzt treibt er die Bescheidenheit noch höher, und spricht, daß nur die bloßen Buchstaben zu einer Rede in seinem Herzen fertig liegen. Wenn dieses kein falscher Gedanke ist, so muß gar keiner möglich seyn. Was sind Buchstaben im Herzen? Wie kann man sie sehen? Soll der Gedanke einen Verstand haben, so muß er so viel heißen: Sie kennen mein Herz, und wissen, daß ich alle die Empfindungen habe, die zu einer aufrichtigen Danksagung, nicht aber zu einer Rede überhaupt, nöthig sind. Auf diese Art beziehet sich der Gedanke nur auf die Danksagung, und nicht auf die Lobrede, und er will doch auf beydes anspielen. **Sie machen sich ihr Loblied selber:** eine grobe Schmeicheley! **Und seyn zufrieden, daß ich mit unterthänigstem Respecte bewundre, was ich doch nicht anders vergelten kann, als daß ich mich nenne** ꝛc. Der Schluß ist eben so spitzfindig, wie der Anfang. Vergilt er

dadurch

dadurch die Wohlthaten, daß er sich des Herrn von Rauters Knecht nennet? Wären sie vergolten, wenn sie Neukirch in einem Gedichte gelobt hätte? Der ganze Brief ist unnatürlich. Die Gedanken sind frostig, kindisch und falsch. Der Zusammenhang, oder die Art, wie er von einem auf das andere kömmt, ist gezwungen. Der Ausdruck ist niedrig, schmutzig und undeutlich. Die meisten von den Neukirchischen galanten Briefen können zu Mustern dienen, wie ein Brief nicht beschaffen seyn muß, wenn er natürlich seyn soll.

Der erste Begriff, den wir mit dem Natürlichen, insbesondre in Briefen, zu verbinden pflegen, ist das Leichte; dieses entsteht aus der Richtigkeit und Klarheit der Gedanken, und aus der Deutlichkeit des Ausdrucks *. Allein

* Man schreibe, damit man verstanden werde, und nicht allein, damit man verstanden werde, sondern daß uns der Leser auch gewiß, bald, und ganz verstehe. Man muß also alles vermeiden, was der Deutlichkeit der Schreibart schaden kann, unverständliche oder verlegene Worte, oder solche Worte, die zwar gebraüchlich sind, denen wir aber andere Begriffe geben, als sie im gemeinen Leben haben, oder die sonst zweydeutig sind; unrichtige Wortfügungen, weitschweifige und ungeheure Perioden, oder gar zu oft und zur Unzeit abgerißne Sätze. Cicero lehrt uns dieses im dritten Buche vom Redner: Neque vero in illo -- diutius commoremur, ut disputemus, quibus rebus assequi possimus, ut ea, quæ dicamus, intelligatur: Latine scilicet dicendo, verbis usitatis, ac proprie demonstrantibus ea, quæ significari ac declarari volumus, sine ambiguo verbo aut sermone, non nimis longa continuatione verborum -- non discerptis sententiis, non præposteris temporibus, non confusis personis, non perturbato ordine. die Worte und Wortfügungen können endlich gut und richtig seyn, und man kann doch noch in seinem Vortrage dunkel und räthselhaft werden, wenn man zu viel oder zu wenig Worte macht;

lein ich habe schon erinnert, daß dieses nicht genug ist. Wenn das bloße Verständliche und Deutliche, in so weit es dem Dunkeln und dem Schwülstigen entgegen gesetzt ist, eine Schreibart schön machte: so wäre nichts leichter, als gute Briefe zu schreiben. Wer wird von gewöhnlichen Dingen nicht deutlich und verständlich schreiben können? Doch deswegen, weil einer keine Fehler in seiner Sprache begeht, schreibt er noch nicht schön. Und niemand wird einen darum loben, weil er so geredet hat, daß die Anwesenden seine Meynung haben verstehen können; sondern man verachtet den, der es nicht thun kann *. Der Hauptbegriff von dem Natürlichen ist, daß sich die Vorstellungen genau zur Sache, und die Worte genau zu den Vorstellungen schicken müssen. Man muß endlich das Natürliche nicht bloß in Worten und in den einzelnen Gedan-

macht; gewisse Umstände verschweigt, die zur Sache gehören, oder alle Kleinigkeiten berührt; nichts das erste, nichts das andre seyn läßt, oder bald von diesem, bald von jenem redet. Diese Fehler im Schreiben zu vermeyden, wird eine gewisse Uebung erfordert. Man findet oft Leute, die mündlich eine Sache ganz deutlich vortragen, und die undeutlich werden, so bald sie davon schreiben. Im Reden waren sie unbesorgt, und sich selbst überlassen, darum glückte es ihnen. Im Schreiben geben sie auf sich Achtung, und weil sie besser schreiben wollen, als sie reden, und aus einem Mangel der Uebung ungewiß in der Wahl des Ausdrucks sind: so verfallen sie in das Weitläuftige, und werden undeutlich, weil sie alles umschreiben, und kostbar sagen wollen. Est etiam in quibusdam turba inanium verborum, qui, dum communem loquendi formam reformidant, ducti specie nitoris, circumeunt omnia copiosa loquacitate, quæ dicere volunt. *Quinct.* VIII. 2.

* Nemo extulit eum verbis, qui ita dixisset, ut, qui adessent, intelligerent, quid liceret, sed contemsit eum, qui minus id facere potuisset. *Cicer. de Orat.* L. III. p. 463. *ed. cit.*

Gedanken eines Briefes, sondern in dem Ganzen, in dem Zusammenhange der Gedanken untereinander, suchen. Wenn die Gedanken auseinander herzufließen scheinen; wenn keiner fehlt, der zum Verstande nöthig ist, wenn einer da steht, der zu nichts dienet, der entweder dem andern kein Licht mittheilet, oder ihn nur verdunkelt, oder der zwar schlußweise zusammenhängt, den wir aber leicht selber denken können, und deswegen in der Reihe auszulassen pflegen; wenn dieß ist: so heißt der Zusammenhang in der Schreibart und in Briefen natürlich. Man wird also bey dem Natürlichen nicht bloß mit dem Leichten zufrieden seyn müssen, sondern immer noch nöthig haben! eine Wahl in denen Gedanken zu treffen, welche sich hieher am besten schicken, welche die Sache nicht allein am deutlichsten, sondern auch am feinsten, am kürzesten, am lebhaftesten ausdrücken können. Dieß, dieß ist das große Verdienst der natürlichen Schreibart! Nicht alles, was leicht ist, gefällt deswegen, weil es leicht und verständlich ist, sonst müßte die matte Schreibart am meisten gefallen. Es giebt vielmehr tausend schöne und edle Gedanken, bey denen der Leser fühlt, daß er sie nicht würde gehabt haben, die ihn so gar einige Mühe, sie zu verstehen, kosten; nichts destoweniger gefallen sie ihm. Er bewundert ihre Richtigkeit, und sieht, daß sie dem andern in seiner Art zu denken, natürlich gewesen sind, ob sie gleich ihm selber nicht natürlich sind. Wenn ich sage: ich bin alt, deswegen kann ich nicht mehr gut schreiben; so ist nichts leichter, nichts verständlicher. Aber wird dieses Leichte darum gefallen? Wenn ich hingegen mit dem Corneille* sage:

Pour

* Oeuvres diverses de *Pierre Corneille*, à Amsterdam 1750, pag. 84.

Pour bien ecrire encor j'ai trop long-tems écrit,
Et les rides du front passent jusqu'à l'esprit.

„ Um noch gut zu schreiben, habe ich zu lange geschrie„ben, und die Runzeln meiner Stirne erstrecken sich bis „auf meinen Witz:“ wenn ich dieses sage: so scheint der Gedanke nicht mehr so natürlich zu seyn, als der erste; und er ist doch eben derselbe, und rührt mich mehr, als der erste. Ob nun gleich ein Brief der scharfsinnigen und grossen Gedanken nicht sehr fähig ist: so verträgt er doch lebhafte Gedanken. Dieses lebhafte besteht oft in der Art, den Gedanken vorzustellen; darinnen, daß man ihm durch die Aussicht, in der man ihn sehen läßt, eine gewisse Neuheit giebt. Man nehme den gemeinen Gedanken: Die Frauenzimmer brauchen viel Zeit, ehe sie mit einer Sache zu Stande kommen. Er ist natürlich; aber er ist darum nicht lebhaft. Die Begriffe sind allgemein. Man bestimme aber die Zeit, man bezeichne die Art und Weise, die Ursachen: so wird der Gedanke sinnlicher, und deswegen lebhafter. Man sage z. E. nach Art des Terenz:

Dum moliuntur: dum comuntur, annus est.

„ Indem sie etwas thun wollen, indem sie sich putzen, „ vergehet ein Jahr.“ Hier bekömmt unsre Einbildung etwas zu thun. Sie sieht die Hände der Schönen gleichsam beschäfftigt; sie stellt sich den Putz der Frauenzimmer vor. Der verwegne Ausdruck, es vergeht ein Jahr, rührt uns durch seine Kühnheit, und gefällt uns, weil er uns mehr zu denken giebt, als das Unbestimmte einer langen Zeit. Aber die Kürze, in die der Gedanke eingeschlossen ist, trägt auch viel zu seiner Lebhaftigkeit bey. Man dehne ihn aus einander, so wird

er seinen Werth verlieren. Man sage: Ehe die Frauenzimmer mit ihren Haaren fertig werden, ehe sie jedes durch die Musterung gehen lassen, und den Puder recht gleich darauf streuen, ehe sie das Nachtzeug anstecken, und die Bänder knüpfen: so kann leicht ein ganzes Jahr vorbey streichen. Das heißt den Gedanken nicht lebhafter machen; das heißt ihn schwächen. Ich konte dieses alles bey dem moliuntur und comuntur selbst denken. Deswegen dachte ich in wenig Worten viel, nnd darum gefiel mir der Gedanke. Wenn also eine Schreibart aus vielen Gedanken, die blos verständlich sind, besteht: so kann sie matt werden; wenn sie aus müßigen und solchen Gedanken besteht, die wir leicht von uns selbst hinzusetzen können: so wird sie langweilig und weitläufig. Eben dieses kann entstehen, wenn ich lebhaften Gedanken nicht ihre gehörigen Schranken gebe, wenn ich ihren Umkreis zu groß mache, alles was zu ihnen gerechnet werden kann, sehen lasse; oder wenn ich nicht die besten, die richtigsten, die abgemessensten Worte wähle; das heißt, solche, die die Begriffe der Sache am geschwindesten und stärksten erwecken können. Dieses ist nicht die gute natürliche, sondern die zu natürliche Schreibart, die platte. Sie ist freylich deutlich; aber man schläft bey ihrer Deutlichkeit ein. Richtig und deutlich reden, ist ein geringes Verdienst, und heißt mehr von Fehlern frey seyn, als eine grosse Tugend in sich haben. Und wie der Leib, wenn er seine Dienste verrichten soll, nicht allein gesund, sondern auch lebhaft und stark seyn muß: so muß gleichfals die Rede, und so gar die Rede der Briefe nicht allein nicht krank seyn, sondern auch eine natürliche Kraft und Stärke haben. Ich will die Sache durch ein kleines Exempel erklären, darinnen ein Freund dem andern vorwirft, daß er ihm lange nicht geschrieben.

Werthester

Werthester Freund!

Da Sie so lange nicht an mich geschrieben haben, und ich bey nahe nicht mehr weis, was ich denken soll; so habe ich geglaubt, ich müßte sie um die Ursache Ihres langen Stilleschweigens fragen, ob ich Sie vielleicht dadurch bewegen könte, mir meinen Zweifel zu benehmen, und an mich zu schreiben. Ich möchte beynahe sagen, daß ich böse auf Sie wäre. Aber vielleicht sind Sie zeither nicht in Leipzig gewesen, oder durch viele Arbeiten am Schreiben verhindert worden, denn das will ich nicht hoffen, daß Sie eine Krankheit abgehalten haben solte, mich Ihres Andenkens zu versichern. Ich befinde mich, dem Himmel sey Dank! auf meinem Landgute, wo ich zuweilen studire, und mich zuweilen auf allerhand Art erlustige, noch wohl. Ich erwarte Ihre baldige Antwort, und bin ꝛc.

Ist dieser Brief nicht deutlich? Die Worte sind verständlich, und üblich, und grammatisch richtig. Die Gedanken sind leicht, und von der Sache hergenommen. Der Zusammenhang ist nicht gezwungen. Er hat also in Ansehung der Deutlichkeit keinen Fehler; aber die Abwesenheit offenbarer Fehler erzeuget noch keine Schönheiten. Er ist so deutlich, daß er matt und langweilig wird. Seine Klarheit entsteht aus dem Leeren. Ein Kraut mit drey oder vier Blätterchen kann freylich mit dem Auge leichter übersehen werden, als ein Ast, an dem Zweige voller Blüten oder Früchte hangen. Der ganze Brief könte lebhafter, und doch eben so deutlich seyn, als er ist; er hätte nur mit einer freyern Art abgefaßt werden dürfen. Will man sehen, wie viel die Art, eine Sache zu sagen, dem Briefe hilft, und worinnen sie

besteht;

besteht; so halte man einen Brief des Plinius von eben diesem Innhalte gegen den ersten. Er schreibt so an seinen Freund Plinius *:

Ich bin böse, ohne recht zu wissen, ob ichs seyn soll; aber genug, ich bin böse. Sie wissen, daß die Liebe zuweilen unbillig, oft ausschweifend, und allezeit bey Kleinigkeiten empfindlich ist. Doch meine Ursache ist groß genug; nur weis ich nicht, ob sie billig ist. Indessen thue ich, als ob sie nicht weniger billig, als groß wäre, und bin sehr böse auf Sie, daß Sie mir so lange nicht geschrieben haben. Sie können mich durch ein Mittel wieder gut machen, nemlich wenn Sie mir wenigstens nunmehr oft und recht viel schreiben. Dieses will ich allein für eine wahre Entschuldigung gelten lassen, die übrigen nehme ich nicht an. Ich war nicht in Rom, ich hatte viel zu thun, das werde ich gar nicht anhören; und ich war krank, das wolle der Himmel nicht! Ich, mein lieber Paulin, lebe auf dem Lande, und ergötze mich zuweilen durch Studiren, zuweilen auch durch Müßiggang. Beydes habe ich der Ruhe von öffentlichen Geschäfften zu danken. Leben Sie wohl.

Dieser Brief ist unstreitig besser, als der erste, und man kann leicht sehen, warum. Er ist lebhafter und völliger. Er hat mehr Gedanken; und die Gedanken,

* S. den zweyten Brief des zweyten Buchs. Ich habe so wohl in diesem, als in dem bald folgenden Briefe des Cicero, das lateinische Du durch unser Sie ausgedruckt. In einer ganzen Uebersetzung würde ichs schwerlich wagen; allein bey einem einzelnen Briefe, den ich aus beyden, als ein Exempel anführe, schien mir das Sie nöthig zu seyn, um die Aehnlichkeit der alten und unserer Briefe fühlbar zu machen, und den Leser geschwinder zu überzeugen, daß die Regeln eines guten Briefes allezeit eben dieselben gewesen sind.

die beyde Briefe miteinander gemein haben, sind in diesem besser geformt, darum ist er feiner. „Sie können „ mich nicht anders wieder gut machen, als wenn Sie „ mir nunmehr oft und recht viel schreiben. Dieses „ wird mir die beste Entschuldigung seyn, alle andre „ werde ich verwerfen = =" Von diesen Einfällen weis der erste Brief nichts. Beyde reden vom böse seyn. Der erste spricht: **Ich möchte beynahe auf Sie böse seyn,** nachdem er einen wortreichen Eingang vorher geschickt, und eine grosse Zubereitung zu einem sehr gewöhnlichen Gedanken, den er noch dazu durch ein **beynahe** schwächt, gemacht hat. Der andre kehrt es um. Er fängt mit dem böse seyn an, ohne die Ursache zu sagen. Dieses ist nicht allein natürlicher, sondern der Gedanke erweckt auch mehr Aufmerksamkeit. Der erste Brief macht einen Einwurf wieder das böse seyn, der andre auch. Jener sagt gerade zu, „ aber vielleicht sind Sie zeither nicht in „ Leipzig gewesen, oder durch viele Arbeiten am Schrei„ ben verhindert worden; denn das will ich nicht hoffen, „ daß Sie eine Krankheit sollte abgehalten haben, mich „ Ihres Andenkens zu versichern." Dieser betrachtet den Einwurf auf einer andern Seite. Er macht aus Höflichkeit noch eine Frage daraus, ob er Recht habe, böse zu seyn, daß der andre so lange nicht an ihn geschrieben. Er ist zu bescheiden, daß er sein Recht nur auf die Pflicht des andern, an ihn, als seinen Freund, zu schreiben, gründen sollte. Er läßt seinen kleinen Zorn nicht bloß aus dem langen Stillschweigen seines Freundes entstehen. Er rechtfertiget ihn erst durch die Natur der Liebe. Dieser nimmt also mehr an der Sache wahr, als jener, und giebt dadurch seiner Vorstellung mehr Leben. Man könte zwar fragen, ob man überhaupt so behutsam mit seinen Freunden reden sollte, und ob dieses nicht schon zu gekünstelt wäre. Mich deucht, Plinius, dessen

Briefen man die Mühe und das Studirte sonst leicht ansiehet, ist hier nicht zu weit gegangen, Nur die Sentenz: Scis, quam sit amor iniquus interdum, impotens sæpe, μικρολόγιος semper, scheint mir zu geputzt zu seyn. Das interdum, sæpe, semper, ist ohne Zweifel gesucht. Indessen ist die Stelle im Lateinischen nicht so beleidigend, weil sie kürzer ausgedruckt ist, als im Deutschen geschehen kann, und deswegen nicht so lehrermäßig klingt. Wenn man das mittelste Glied wegnimmt, so wird sie nachläßiger. Die Entschuldigungen vom verreist seyn, vom krank seyn, weis Plinius weit lebhafter vorzutragen. Er läßt seinen Freund selbst reden: Non sum auditurus, non eram Romæ, vel occupatior eram. Der Schluß in seinem Brief ist ungleich stärker, als der Schluß des andern. Wir wollen noch einen Versuch machen. Ich will einem Freunde sagen, daß mir seine Abwesenheit sehr schwer fällt; und daß ich mich über die Bekantschaft erfreue, in die er mit einem gewissen gelehrten Manne gekommen ist.

„Sie haben mir letztens gemeldet, daß es Ihnen „nicht recht in Holland bey dem Herrn General gefallen wollte; Dieses war mir nicht lieb. Um desto angenehmer ist mirs, da ich nunmehro erfahre, daß es „Ihnen besser da gefällt, und daß Sie itzt über meine „Empfehlung, die ich Ihnen an den Herrn General „überschickt, zufriedner sind, als anfangs. Gleichwohl „kann ich nicht laügnen, daß ich zuweilen wünsche, es „möchte Ihnen weniger da gefallen, damit ich das Vergnügen hätte, Sie eher wieder zu sehen, und mich zu „überreden, daß Ihnen ohne mich nichts recht angenehm seyn könne. Doch ich will das Verlangen nach „Ihnen gern ertragen, wenn Sie nur das Glück, das

„ ich hoffe, in Holland machen. Ueber die vertrauli-
„ che Bekanntschaft, die Sie mit dem gelehrten Herrn
„ N. gemacht haben, erfreue ich mich von Herzen. Er-
„ werben Sie sich ja seine Liebe vollkommen. Leben
„ Sie wohl.“

Dieser Brief scheint ziemlich natürlich zu seyn. Wer indessen wissen will, ob er nicht noch natürlicher, ob er nicht lebhafter, und in einer vertraulichern Sprache hätte abgefaßt werden können, der höre den Cicero in eben diesem Falle reden. Er schreibt an den jungen Trebatius, den er sehr liebte, und der damals bey dem Cäsar war, dem er ihn oft empfohlen hatte. Trebatius sehnet sich im Anfange sehr wieder nach Rom zurück. Ich will den Brief so zu übersetzen suchen, daß das Eigenthümliche der deuschen Sprache nichts dabey leiden soll *.

Wieder ein Beweiß, wie uneins Leute mit sich selber sind, die lieben! Anfangs war ich unzufrieden, daß es Ihnen bey dem Cäsar nicht gefallen wollte; nun kränkt michs, daß es Ihnen da gefällt. Ich konte es nicht leyden, daß Sie über meine Empfehlung an den Cäsar kein grösseres Vergnügen hätten, und nun thut es mir wehe, daß Ihnen etwas ohne mich angenehm ist. Doch lieber mag mich die Sehnsucht nach Ihnen beunruhigen, als daß Sie das, was ich hoffe, nicht erlangen sollten. Ueber Ihre Freundschaft mit dem liebenswürdigen und gelehrten Marius habe ich ein unbeschreibliches Vergnügen. Machen Sie ja, daß er Sie recht sehr lieben muß. Sie können nichts schöners aus dieser Provinz zurückbringen, als seine Freundschaft; glauben Sie mirs! Leben Sie wohl.

In

* S. den 15ten Brief des siebenten Buchs.

In dem Vortrage dieses Briefes ist weit mehr Natur, als in dem ersten, und weit mehr Beredsamkeit. Die Einfalt und Richtigkeit der Gedanken lehrt uns, daß Cicero ohne Kunst sein Herz hat reden lassen, und daß er an nichts gedacht, als dem Trebatius seine Liebe zu zeigen. Ein Gedanke reicht dem andern freywillig die Hand. Der Ausdruck ist so einfältig, als die Gedanken sind, und eben so gefällig, weil er richtig, und nicht weiter, oder enger ist, als die Vorstellung es erfodert. Man mache, daß sich die Gedanken nicht mehr so genau berühren, und setze Zwischengedanken hinein; man nehme den Sätzen ihre Kürze, und suche sie ausführlicher, durch mehr Ideen, oder mehr Worte, zu machen; man nehme endlich dem Briefe in dem Lateinischen den Ausdruck, und gebe ihm einen andern, sogleich wird die Schönheit dieses Briefes verschwinden. Rollin hat das Verdienst der Ciceronischen Briefe vortreflich bestimmt *.

* Ses Lettres peuvent nous donner une juste idée du stile epistolaire. Il y en a de pur compliment, de remerciment, de louange. Quelques-unes sont gaies & enjouées, où il badine avec esprit: d'autres graves & serieuses, ou il examine des questions importantes: dans d'autres il traite des affaires publiques; & celles là ne sont pas à mon sens les moins belles. Celles, par exemple, où il rend compte, d'abord au Sénat & au Peuple Romain, puis en particulier à Caton, de la conduite, qu'il a gardée dans le gouvernement de sa province, sont un parfait modéle de la netteté de l'ordre, & de la precision, qui doivent regner dans des memoires & dans des relations: & l'on doit sur tout y remarquer la maniere adroite & insinuante, qu'il emploie pour se concilier les bonnes graces de Caton -- Sa fameuse lettre à Lucceius, ou il le prie d'écrire l'histoire de son Consulat sera toujours regardée avec raison comme un monument éclatant de son éloquence, aussi

Man kann einen Brief, als ein Ganzes, betrachten, und alsdann bestehet das Verdienst desselben, wie ich schon erinnert habe, in dem Zusammenhange und der Vollständigkeit seiner Theile. Wenn ich einen Brief schreibe: so habe ich den Inhalt schon, und ich bin nicht so wohl bekümmert, was ich dem andern sagen will, als wie ichs ihm sagen will; in was für einer Ordnung, und wie ich die Sätze, aus welchen meine Meynung bestehet, ausfüllen, und aneinander hängen werde; wie ich anfangen, wie ich fortfahren und schließen werde. Wir reden also nunmehr von der Form eines Briefes. In was für einer Ordnung soll er abgefaßt werden? Gehört eine gewisse abgemessene Eintheilung zu einem Briefe? Giebt es eine gewisse Kunst oder verschiedene Methoden, nach welchen alle Materien in Briefen können vorgetragen, und mit einander verbunden werden? Man darf nur an das denken, was ein Brief ist: so wird man sich diese Fragen leicht beantworten können. Man darf nur an die Ordnung denken, die man beobachtet, wenn man im Umgange von solchen Dingen spricht, die man in einem Briefe vortragen will. Man bedienet sich im Umgange keiner weitlaüftigen Eingänge. Man fängt bald von der Sache an. Man setzt gemeiniglich das, was in der Sache daß erste ist, voran. Man fährt mit den Vorstellungen fort, wie sie sich darbieten, und man hört auf, wenn man glaubt, das Nothwendigste gesagt zu haben. Dieses ist auch der Plan zu einem Briefe. Man bediene sich

also

aussi bien que de sa vanité. J'ai parlé ailleurs de la belle lettre, qu'il écrivit à son Frere Quintus, où toutes les graces & toutes les finesses de l'art sont mises en usage. *De la maniere d'enseigner & d'etudier les Belles-Lettres.* Tome III. à Amsterd. 1736. p. 105. &c.

also keiner künstlichen Ordnung*, keiner mühsamen Einrichtungen, sondern man überlasse sich der freywilligen Folge seiner Gedanken, und setze sie nacheinander hin, wie sie in uns enstehen: so wird der Bau, die Einrichtung, oder die Form eines Briefes natürlich seyn. Diese Regel bleibt stets die beste, so viel man auch dawieder einwenden mag. Man kann sagen, daß man ihr folgen, und doch noch einen sehr unnatürlichen und unordentlichen Brief schreiben kann, nemlich, wenn meine Art zu denken unrichtig, überflüßig und unangenehm ist. Es ist wahr; aber wir setzen einen gesunden Verstand zum voraus. Diesen kann man niemanden in einer Regel beybringen. Viele Leute sind von Natur so finster, daß sie auch bey den gemeinsten Dingen noch unordentlich denken. Diesen wird die Regel nichts helfen. Wer keine gute Auferziehung gehabt, wer seinen Verstand noch gar nicht durch den Umgang mit geschickten und vernünftigen Leuten, oder durch das Lesen guter Bücher geübt, und in Ordnung gebracht, oder wer ihn durch einen bösen Geschmack gar schon verderbet hat, der wird freylich nach dieser Regel immer noch elende Briefe schreiben können. Unterdessen ist sie die einzige, der man folgen soll.

* Illam unam esse artem epistolarum in eloquendo censebant (veteres), nullam adhiberi artem: modo stulti sensus aut inepti, & nimis perturbatus abesset ordo. *Io. Ludov. Vives*, de conscr. epistol. p. m. 54. Nec in ordine quidem admodum laboro: qui optimus in epistola neglectus aut nullus, ut in colloquiis incuriosum quiddam & incompositum amamus - - Omnino *decora est incuria*: & recte monuit Cicero: *epistolas debere interdum hallucinari.* Itaque ille ipse hæsitat, reuocat, turbat, miscet: nec quicquam magis curasse videtur, quam ne quid curæ præferret. *Lipsius* Institut. Epistol. C. VI.

Alle die künstlichen Methoden, nach welchen uns unsre Briefsteller gemeiniglich lehren wollen, wie man einen Brief ordnen, und seine Gedanken in gewisse Behältnisse zwingen soll, in die sie sich meistentheils nicht schicken, sind niemanden anzupreisen *. Ja man kann beynahe das von ihnen sagen, was Cicero von einer gewissen Anweisung zur Beredsamkeit gesagt hat. Cleanth, spricht er, hat eine Redekunst geschrieben; aber so, daß man nichts anders zu lesen braucht, als ihn, wenn man verstummen will **. Die Erfinder dieser Künste haben es unstreitig gut gemeynt; aber ihre gute Meynung, jungen Leuten das Briefschreiben zu erleichtern, hat vielleicht mehr Schaden angerichtet, als wenn sie die schlimmste Absicht gehabt hätten. Sie wollen uns, ehe wir denken können, gute Briefe schreiben lehren. Sie lehren uns daher die Sätze des Briefes nach einem Formular abfassen, bald in der Gestalt einer Schlußrede, bald in einer ordentlichen, bald in einer umgekehrten Chrie, bald so, daß wir unsere Meynung in ein Antecedens, in eine Connexion und in ein Consequens einspannen müssen. Sie wollen uns, sage ich, auf diese Art bey Zeiten gute Briefe schreiben lehren, und sie machen, daß wir Zeit Lebens schlechte schreiben lernen, wenn wir uns einmal an diese Formulare gewöhnen. Sie wollen uns die Ordnung im Schreiben beybringen, und benehmen

uns

* Superstitiose faciunt, qui libertatem illam epistolarem certis partibus alligant, atque ejusmodi seruituti includunt. cujusmodi ne orationes quidem tenere Fabio placet. In simplicibus argumentis eum sequamur ordinem, quem consilium nobis dictaverit, non præceptiunculæ. *Erasmus de rat. consc. epist.* p. m. 98.

** Scripsit artem rhethoricam Cleanthes, sed sic, ut, si quis obmutescere concupierit, nihil aliud legere debeat. *de finib.* I. 4. c. 7.

uns eben durch dieses Mittel das Muntre, das Freye, das eine Rede angenehm macht. Sie geben uns gewisse Anfangs- und Schluß-Formeln, gewisse Verbindungs-Wörter, die im Umgange nicht gebraüchlich sind, gleichsam als Hüter, damit unsre Gedanken nicht aus ihren Fesseln entrinnen können. Der Gebrauch dieser Methoden ist unstreitig an dem schlimmen Geschmacke in Briefen hauptsächlich Ursache, der lange Zeit in Deutschland geherrscht hat *. Die Briefe haben nothwendig steif und

* So groß die Menge der deutschen Anweisungen zu Briefen ist: so groß, ja noch viel größer ist die Anzahl der lateinischen, die zum Theil von großen Gelehrten aufgesetzt worden, und doch nur zu beweisen scheinen, daß es eine vergebene Mühe ist, das Briefschreiben in die Form einer Kunst zu bringen. Einige haben einander ziemlich getreu abgeschrieben; andere über die Anweisungen der andern Commentarien gemacht; die meisten nur für die lateinische Sprache gesorgt. **Ludwig a Vives** Anleitung scheint in Ansehung der übrigen den Namen aureus libellus, mit Recht zu verdienen. **Erasmus** und **Lipsius** haben selbst nichts aus ihren Anweisungen gemacht. Man findet indessen noch allemal Spuren großer Männer darinn. An **Philipp Horst** und **Valentin Erythräi** Anleitung trifft man zugleich dasjenige an, was man im Griechischen von den Briefen gelehret hat, nemlich in dem ersten die wenigen Anmerkungen, die **Demetrius Phalereus** in seiner Elocution über die Natur und Schreibart der Briefe macht, und in dem andern die beyden Bücher περὶ τῶν ἐπιςολικῶν τύπων, de epistolar. formis s. typis, und περὶ τȣ̃ ἐπιςολτικȣ̃ Χαρακτῆρος, de charactere epistolico, die einige dem **Libanius** zuschreiben, und von denen das letzte eine mühsame Eintheilung der Briefe ist. Der kurze Brief des **Gregorius von Nazianz** an den **Nicobulus**, von der Kürze, der Deutlichkeit, und der Anmuth eines Briefes, ist vielleicht mehr werth, als manche dicke Anweisung. Es ist unter seinen Briefen der hundert und neunte. **Caselius** hat einen Com-

ängstlich werden müssen, weil man durch den Schulwitz die natürliche Art zu denken erstickt hat. Sie haben einförmig und ekelhaft werden müssen, weil alles in einer einförmigen Stellung vorgetragen worden. Hiezu kömmt noch, daß man uns hat bereden wollen. die Kanzeleysprache wäre die beste, und also auch die Sprache der Briefe; welches eben so viel heißt, als wenn man sagte, diejenige Sprache, die im gemeinen Leben am wenigsten gehört, und beynahe gar nicht verstanden wird, muß in Briefen geredet werden. Wir wollen ein Exempel einer solchen künstlichen Einrichtung eines Briefes aus Junkers Briefsteller vor uns nehmen, um den Werth der Dispositionen kennen zu lernen. Er sagt uns, wie man den Brief in Form einer ordentlichen Chrie einrichten kann. Man setze, sagt er, erst den Hauptsatz, alsdann den Beweis; darauf mache man eine kleine Erweiterung, und alsdann beschließe man. Das Skelet von einem solchen Briefe sieht nach seinem Aufsatze a. d. 74. S. also aus:

Satz: Ich habe mit Betrübniß vernommen, daß dessen Eheliebste gestorben sey.

Beweis: Denn sie war ihrer Tugenden wegen von jedermann, und dahero auch von mir geliebt und werth gehalten.

Am-

Commentarium darüber geschrieben. Die französische Anweisung, die vor **Richelets** Sammlung auserlesener Briefe steht, verdienet gelesen zu werden, und noch weit mehr diejenige, die in dem Traité Général de Stile &c. à Amsterdam 1750. zu finden ist. Unter den deutschen Anweisungen haben sich des Herrn Magister **Stockhausens Grundsätze** den meisten Beyfall erworben. Wer aber im Lateinischen eine recht kurze und sehr schöne Anleitung zu Briefen lesen will, der schlage in des Herrn Professor **Ernesti** seiner Rhetorik das Capitel von Briefen nach, S. 798.

Amplificatio per distributionem:

a) Wegen ihrer Gottesfurcht,
b) Haüslichkeit,
c) Kinderzucht,
d) Liebe gegen ihren Eheherrn,
e) Freundlicher Bezeigung gegen jedermann.

Beschluß: Darum ist es kein Wunder, wenn er, sowohl als ich, nebst andern Freunden, darüber gar sehr bekümmert worden.

Endlich setzet man einen Trost nach gegenwärtigem Exempel bey, und beschliesset den Brief mit einer beliebigen Schlußformel.

Die Ausarbeitung dieses Aufsatzes klingt also:

Wohledler,
Hochgeehrter Herr Secretär!

Niemals bin ich so sehr bestürzt gewesen, als bey Erbrechung Deines Briefes; aus welchem ich die unverhoffte Nachricht von dem Absterben Deiner werthesten Eheliebsten bekommen. Die Spuren von den Thränen, so Du in währendem Schreiben vergossen, lockten mir gleichfals die Thränen aus den Augen, und ich konte mich um desto weniger der Thränen enthalten, je grösser der Verlust ist, den nicht allein Du, sondern auch alle diejenigen, so keine Feinde der Tugend sind, darüber erlitten. Ihre Gottesfurcht, Haüslichkeit, erbauliche Kinderzucht, ungefärbte Liebe gegen ihren Eheliebsten, und ihre ungemeine Bescheidenheit und Freundlichkeit in dem Umgange mit jedwedem, ist werth, daß alle, welche den Werth einer Ehefrauen von solcher Beschaffenheit, wie

die

die Deinige gewesen, erkennen, den Verlust mit Dir beklagen, den Du insbesondre leidest. Ich weiß Dir selber keinen Trost zuzusprechen, als daß ich Gott bitte, er wolle den Geist des Trostes in dein Herz schenken, daß Du in christlicher Gelassenheit die Weisheit seiner Wege erkennen mögest. Ich meines Orts wünsche, daß ich forthin Dir allemal durch etwas anders, als Condolenzbriefe, zeigen möge, daß ich sey ꝛc.

Man betrachte nur die Erweiterung der Ursache, (Aetiologie) und sehe, ob sie natürlich ist. „Ihre (der verstorbenen Frau) Gottesfurcht, Haüslichkeit, erbauliche „Kinderzucht, ungefärbte Liebe gegen ihren Eheliebsten, „und ihre ungemeine Bescheidenheit und Freundlichkeit „in dem Umgange mit jedwedem, ist werth, daß alle, „welche den Werth einer Ehefrauen von solcher Beschaffenheit, wie die Deinige gewesen, erkennen, den Verlust mit Dir beklagen, den Du insbesondre erlitten „hast = = “. Das heißt, deucht mich, einen Gedanken nicht erweitern, sondern durch überflüßige Begriffe beschweren, und durch eingeschobene Worte auseinander dehnen. Man sieht dieser Erweiterung das Studirte, das Mühsame auf allen Seiten an: und eben dieses Mühsame und Gesuchte ist wieder den Affekt der Traurigkeit, den ich dem andern zu erkennen geben will. Um diese Ursachen auszudenken, brauche ich Gelassenheit und Nachsinnen. Wenn ich also diese Gründe gleichsam in einer Schlachtordnung nacheinander hinstelle: so zeige ich an, daß ich nicht sehr bestürzt gewesen seyn muß. Keine Ordnung würde bey dieser Gelegenheit die beste Ordnung gewesen seyn. Wer pflegt gegen seinen Freund so stufenweise zu declamiren; wenn er ihm mündlich sagen will, daß er den Verlust seiner Frau bedauert? Wird ein

Freund

Freund des andern Frau durch alle Prädicamente loben, wenn er mit ihm von ihrem Tode spricht? Wäre der Verfasser wirklich gerührt gewesen, so würde ihm bald dieses, bald jenes, von diesen Umständen eingefallen seyn: aber nicht auf einmal, und in einem Perioden: so pflegen wir im Affekte nicht zu reden. Aber die Sprache des Herzens wollte sich in kein Chrie zwingen lassen. Hätte er hingegen nicht an die Chrie, sondern an seinen armen Freund gedacht, und seine Empfindungen nieder geschrieben: so würde der Brief lebhaft und ungezwungen geworden seyn. Endlich wenn der gedachte Brief gut wäre, was hat die Chrie dazu beygetragen? Beynahe nichts. Die beyden Sätze: **Ihre wackere Frau ist gestorben: ich bin betrübt darüber**; bieten sich durch die Sache selbst an, und die Chrie sagt nichts mehr, als daß ich diesen vor und jenen nachsetzen kann, oder umgekehrt. Dieses hat man vorher auch gewußt. Die Erweiterung hat den Verfasser zu einem einzigen ängstlichen Perioden geholfen. Das übrige in dem Briefe ist alles willkührlich hinzu gesetzt, und der junge Mensch muß es entweder in ähnlichen Fällen erfinden, oder dieses Modell getrost abschreiben. Sollte man also wohl junge Leute nach solchen Methoden in Briefen anführen, wenn sie auch nicht unnatürlich wären? Das beste Mittel, diese Methoden zu wiederlegen, sind die guten Briefe der Alten und Neuern. Man nehme sie, und sage uns, in welcher Form sie geschrieben sind. Man wird unter hunderten nicht einen finden, der sich ohne Gewaltthätigkeit in eine Chrie, oder Schlußrede, zwingen läßt. Diese guten Exempel gelten mehr, als alle Regeln. Und aus diesen Exempeln sehen wir nichts mehr, als daß es keine abgemessene Ordnung giebt, die man schon im Vorrathe hat, ehe man den Brief schreibt: sondern daß die

Vor-

Vorstellung des Inhalts jedesmal die Einrichtung giebt; daß diese nicht gezwungen seyn darf; daß sie der natürlichen Art zu denken, die ein jedweder hat, überlassen ist. Junge Leute werden tausendmal mehr Vortheil haben, wenn man ihnen gute Briefe zu lesen giebt, und sie auf eine brauchbare Art mit ihnen durchgehet, als von allen Regeln. Sie werden an guten Exempeln bald sehen, wie man einen Brief einrichten, wie man ihn mit Gedanken, die sich zur Sache schicken, ausfüllen soll. Man mache sie auf die natürlichen, und oft bloß wegen ihrer Einfalt schönen Stellen, auf die ganze Wendung, die einem Briefe gegeben worden, aufmerksam. Man lasse sie oft aus wohlgeschriebenen Briefen einen trocknen und kurzen Inhalt in wenig Sätzen ausziehen, und zeige ihnen, wie der Autor den Inhalt belebt und ausgeführt hat; wie er von einem Gedanken zum andern übergegangen ist; wie er alles verderbt haben würde, wenn er diesen oder jenen Gedanken mehr auseinander gewickelt hätte. Man mache oft selbst einen Haupt-Inhalt aus einem solchen guten Briefe, und lege ihn jungen Leuten vor. Man frage sie, wie sie davon reden wollen. Man helfe ihnen die Zwischengedanken durch Fragen erfinden. Man lasse sie den Brief aufsetzen, und alsdann zeige man ihnen das Original selbst *. Dieses wird die Fähigkeit

* Bey der Durchsicht ihrer Briefe folge man der Vorschrift des Erasmus: Neque sat habeat doctor, manifesta sermonis vitia castigare, verum si quod verbum parum elegans, si minus ornatum, si sordidum si durius translatum - - si quid absurdius compositum, si quid asperum, si quid hiulcum, id notatum emendabit mutabitque. Tum si quid alio loco dictum, quod alio magis quadrabit: si quid additum, quod non cohæreat: si quid præteri-

higkeit zu denken bey jungen Leuten nicht allein vermehren, sondern ihnen auch unvermerkt einen guten Geschmack in Briefen beybringen. Ich will die Sache an einem leichten Exempel versuchen, und folgenden kurzen Brief an einen guten Freund dazu nehmen:

Liebster Freund!

Fahren Sie doch heute mit mir spatzieren. Es ist so schönes Wetter. Untersuchen Sie nicht, wie viel Sie Vergnügen auf dieser Reise haben werden, denken Sie lieber daran, daß ich ohne ihre Gesellschaft keines haben werde. Wenn Sie mir dieses sagten, so käme ich gewiß. Der Wagen ist schon bestellt. Wollen Sie kommen? Ja.

Wenn ich also einen jungen Menschen nach diesem Exempel üben wollte: so würde ich ihm sagen, er sollte an einen guten Freund schreiben, und ihn bitten, daß er heute mit ihm spatzieren führe. Thun Sie, würde ich fortfahren, als ob Sie wirklich Lust hätten, spatzieren zu fahren; was würden Sie Ihrem Freunde bey dieser Gelegenheit mündlich sagen? „Daß ich Lust hätte spatzieren zu fahren; daß heute schönes Wetter wäre; daß „er mir einen großen Gefallen erweisen würde, wenn „er mit mir führe.“ Aber ist das nicht zu viel begehrt, daß

teritum, quod inseri oportebat: si quod argumentum futile, vanum, translatum, aut alioqui vitiosum: si quod decus parum feliciter affectatum: si jocus sit frigidior: si languidius dictum, quod acrius oportebat: sicubi a decoro fuerit recessum: si tractationis color parum prudenter sit delectus: si verbosius tractatum, quod oportebat brevius - aut si brevius perstrictum, quod fusius erat tractandum. Nec simul tamen omnia reprehendet præceptor, sed alias alia. *De conscrib. epist.* p. m. 52.

daß er bloß Ihres Vergnügens wegen mit Ihnen fahren soll? „Nein, er kann ja eben das Vergnügen in meiner „Gesellschaft haben, das ich in seiner habe.“ Wollen Sie ihm dieses sagen? Fühlen Sie nicht, daß es zu stolz gesprochen ist? Bleiben Sie dabey, daß er Ihres Vergnügens wegen mit Ihnen fahren soll; aber wenden Sie den Gedanken so, daß er vortheilhaft für Ihren Freund wird. Lassen Sie ihn sehen, wie sehr Sie ihn lieben. „Ich will ihm also sagen, daß ich überhaupt „ohne seine Gesellschaft kein Vergnügen genießen kön„te.“ Ich dächte, Sie ließen das **überhaupt** weg. Der Gedanke ist zu allgemein, und klingt zu schmeichlerisch. Machen Sie ihn wahrer. Schränken Sie ihn bloß auf die itzige kleine Reise ein. Nehmen Sie das gute Wetter zu Hülfe, und sagen Sie mir nunmehro, wie Sie schreiben wollen. = =

„Ich werde schreiben:

„Haben Sie doch die Gewogenheit für mich, und fah„ren Sie heute mit mir spatzieren. Es ist ein schöner „Tag, und ich sage Ihnen, daß ich ohne ihre Gesell„schaft kein Vergnügen auf dieser Reise haben werde.“ Fällt Ihnen nichts mehr bey, wodurch Sie ihn bewegen könten? Er soll Ihnen einen Gefallen thun. „Ich will „ihm sagen, daß ich ihm wieder eben diesen, oder ei„nen andern Gefallen erweisen will.“ Ich will also „fortfahren: Sie können versichert seyn, daß ich Ihnen „eben diesen Gefallen bey andern Gelegenheiten erzeigen „werde.“ Diese Stelle ist mir zu matt. Ihr, **Sie können versichert seyn**, ist nicht die vertrauliche Sprache eines Freundes. Werfen Sie es weg. Der Bewegungsgrund, daß Sie ihm eben diesen Gefallen wieder

erweisen wollen, ist gar zu proportionirlich. Sagen Sie ihm mehr. Sprechen Sie lieber in der Sprache des Umgangs: „Ich will Ihnen alles wieder zu gefallen thun, „ wenn sie mir diese Freude machen.„ Wollen Sie noch was weiter sagen? Wenn Sie im Umgange etwas bitten, was thun Sie am Ende? „Ich bitte noch ein„ mal.“ Wie wollen Sie also schließen? „Thun Sie „ es doch, und kommen Sie, ich bitte Sie recht sehr.“

Nunmehr würde ich seinen Brief gegen den ersten halten. Ich würde ihm zeigen, daß seine Formel: **Haben Sie doch die Gewogenheit für mich**, kein besondrer Zierrath in einem freundschaftlichen Briefe wäre. Ich würde ihm zeigen, daß die Stelle: „Untersuchen Sie „ nicht, wie viel Sie Vergnügen auf dieser Reise haben „ werden; denken Sie vielmehr daran, daß ich ohne „ Ihre Gesellschaft keines haben werde“, weit besser sey, als die seinige: „Ich sage Ihnen, daß ich ohne Ihre „ Gesellschaft kein Vergnügen auf dieser Reise haben „ werde.“ Die erste ist natürlicher. Sie erinnert ihn an sein eignes Vergnügen, und enthält das, was in uns vorgehet, wenn wir uns zu einer kleinen Reise entschliessen sollen. Sie benimmt dem andern auf eine höfliche Art die Einwürfe, durch den darauf folgenden kleinen Lobspruch. Der Lobspruch selber wird bescheidener und nothwendiger durch die Wendung, die man dem ganzen Gedanken gegeben hat. Auf diese Art kann man jungen Leuten sagen, wie sie einen bekanten Gedanken durch die Wendung auf gewisse Art neu machen können; wie sie mit einem Einfalle umgeben, und ihn oft nur halb zeigen müssen, wenn er gefallen soll. Ich würde ihm endlich sagen, warum der Schluß in dem ersten Briefe einigen Vorzug vor dem Schlusse seines Briefes hätte.

Wüßte ich einen gezwungenen Brief von eben diesem Inhalte: so würde ich ihm solchen lesen lassen, und ihn nöthigen, mir sein Urtheil zu sagen. Es steht einer in Junkers Briefsteller, der eben diesen Inhalt hat;

Mein Herr,
Sehr werther Freund!

Sie sind es nun von langer Zeit her überzeugt, daß ich kein Vergnügen genießen kann, wenn Sie durch Ihre werthe Gesellschaft mir solches nicht gleichsam erst angenehm machen. Da nun heute überaus schön Wetter ist, welches mich anreizet eine Spatzierreise zu thun: so bitte mir die Ehre Ihrer Gesellschaft aus. Ich erwarte Sie in einer Stunde auf meiner Stube, und Sie werden sodann den Wagen bereits vor der Hausthüre finden.

Er würde mir das Gezwungene in der Verbindung, und in den Perioden das Matte, das Fremde in den Worten und Redensarten aufsuchen, und mir die Ursachen sagen müssen. Diese Arbeit stärkt die Einsicht, und vermehrt den guten Geschmack oder die geschwinde und zarte Empfindung, das, was schön, oder nicht schön ist, an einem Gedanken und an dem Ausdrucke wahrzunehmen. Endlich werden die vielen guten Exempeln ein Bild von dem, was einen Brief im Ganzen schön macht, in seinen Verstand eindrücken. Es ist oft keine Ursache vorhanden, warum wir im Denken und Schreiben einen übeln Geschmack haben, als weil wir keine Gelegenheit gehabt, den guten Geschmack an schönen Beyspielen kennen zu lernen, oder weil wir uns zuerst an schlimme Exempel gewöhnet haben.

Man vergesse also die gewöhnlichen Künste der Briefsteller,

steller, wenn man natürliche Briefe schreiben will. Man bekümmere sich dafür um gute Briefe, man lese sie mit Aufmerksamkeit, mehr als einmal, und mache sich mit ihren Tugenden bekant. Gefällt uns einer besonders: so ziehe man, wie ich schon gesagt habe, den Haupt-Inhalt in Gedanken heraus, und sehe, wie ihn der Verfasser einzukleiden gewußt hat. Man gebe auf die Gedanken Achtung, wodurch er ihn ausgefüllt, und zu seiner gehörigen Größe gebracht. Man bemerke ferner die Umstände, wodurch der Verfasser zu diesem oder jenem Einfalle gekommen ist, und wie sie sich an der Sache dargeboten haben. Man sehe, wie er sich leichter und bekanter Gedanken auf eine neue Art zu bedienen gewußt. Wir haben leider noch wenig gute gedrukte Briefe im Deutschen, und mein Rath wird nur denen helfen, die gute Briefe in fremden Sprachen lesen können *, oder sich mit Uebersetzungen behelfen wollen.

* Unter der großen Menge französischer Briefe sind diejenigen, die wir von der **Babet**, der Marquisin von **Sevigne**, von ihrem Vetter, dem Grafen **Büssy Rabütin**, von dem Grafen von **Estrades**, von **Crebillon** dem Jüngern, von **Racinen** dem Aeltern, von **Rousseau**, und von **Voltairen**, in seinen Werken haben, unstreitig die besten. Man findet die Briefe der **Babet** in den Lettres de Respect, d'Obligation & d'Amour de Mr. Bourſault. à Paris 1667. Dieses muntere und witzige Mägdchen beschämt den Boursault sehr durch ihre Briefe. Es sind ihrer kaum dreißig. Boursault sagt in der Vorrede, daß er die andern weggeliehen, und nicht wieder bekommen hätte. Warum hat man ihm doch nicht lieber die seinigen abgeborgt? Der Werth der Briefe, welche die Frau von **Sevigne** an ihre Tochter, die Gräfin von **Grignau**, geschrieben, ist bekant. Man hat sie in sechs Bänden zu Haag 1726 wieder aufgelegt. Wer nicht eine Kentniß von dem damaligen französischen Hofe hat, wird freylich vieles nicht genug verstehen, oder nicht genug schmecken.

Will man sich selber im Briefschreiben üben: so wird man sehr wohl thun, wenn man im Anfange gute Briefe übersetzt. Allein diese Arbeit ist sehr gefährlich, wenn man sie ohne Aufseher unternimmt, und nicht Einsicht genug

Sie sind von 1670 an, geschrieben. Die Briefe des **Bussy** würden vielleicht noch schöner seyn, als sie sind, wenn der General, der Staatsmann, der Academist, weniger darinn redete; mit einem Worte, wenn der Graf nicht eben so stolz, als kleinmüthig, wäre. Die Briefe des Grafen von **Estrades**, die zu Brüssel 1709 in fünf Bänden unter dem Titel, Lettres, Memoires & Negociations, herausgekommen sind, und die er als französischer Abgesandter in Holland geschrieben, sind für diejenigen, die in öffentlichen Angelegenheiten schreiben wollen. Sie haben, als Nachrichten, das Verdienst, das aus der Kürze, mit der Deutlichkeit verbunden, und aus der Kunst entsteht, mit einem Prinzen zu rathschlagen, ohne vertraut zu werden, und unangenehme Nachrichten zu schonen, ohne sie zu verändern. Es sind zugleich diejenigen Briefe mit eingerückt, welche sein Herr, der König, und **Lionne** an ihn geschrieben haben. **Crebillons** Briefe (Lettres de Madame de M** au Comte de R**) verdienen in Ansehung der Moral nicht angepriesen zu werden. Ein verheyrathetes Frauenzimmer schreibt an ihren Liebhaber. Es ist wahr, daß sie bey ihrem Tode sehr unruhig wird; daß sie sich die größten Vorwürfe macht; und vielleicht soll dieses die Lehre seyn. Aber sie liebt doch mitten im Sterben ihren Grafen noch. Soll dieses auch eine Lehre seyn? Außerdem sind sie eine Original-Geschichte des menschlichen Herzens, wenn es liebt. Sie sind natürlich geschrieben, so bald man ein Frauenzimmer vom Verstande und von der Gemüthsart der Marquisin voraus setzt. Eben so genau schildern die Briefe der **Ninon L'Enclos** (Lettres de *Ninon* de *L'Enclos* au Marquis de Sevigné. *à la Haye* 1750) das menschliche Herz ab, und sie würden es noch genauer abschildern, wenn sie nicht manchmal besondere Wahrheiten in allgemeine verwandelten. Sie offenbaren in einer muntern und oft boshaften Schreibart die verborgensten Geheimnisse der Liebe so scharfsinnig, daß man die erhabne

genug in beyden Sprachen hat. Man kann das schönste Original durch eine halbgetreue Uebersetzung verderben. Das heißt nicht getreu übersetzen, wenn man nur den Sinn seines Autors ausdrückt. Ich muß auch die Art,

habne Enthusiasterey der platonischen Liebe nicht mit stärkern Waffen hätte angreifen können. Wie wenig würde man gegen sie einzuwenden haben, wenn sie sich nicht zuweilen ein wenig allzusehr auf die andre Seite schlügen, der Liebe die Stelle einer Tugend absprächen, und sie ganz für eine sinnliche Empfindung ausgeben wollten. Manche Wahrheit würde vielleicht der Leser lieber aus dem Munde einer Mannsperson, als aus dem Munde eines unverheyratheten Frauenzimmers hören wollen. Doch der Verfasser, oder die Verfasserin, hätten keine bessere Person zu ihren Briefen wählen können. Wenn sie ein Frauenzimmer schreiben sollte: so konte sie eine Lenclos am ersten schreiben. Uns deucht, daß sie den Briefen des Crebillon noch vorzuziehen sind. Doch wer weis, ob sie ihn nicht selbst zum Verfasser haben. **Racinens** Briefe findet man in den Memoires de Jean Racine, die sein Sohn vor etlichen Jahren herausgegeben. Sie sind nicht allein als Briefe schätzbar, sondern auch als Nachrichten, die das Leben und den Charakter dieses vortreflichen Scribenten erläutern. Er mag als ein Dichter mit seinem Despreaux, oder als ein zärtlicher Vater mit seinem Sohne reden, so ist er immer Racine. Er ist es so gar in den Briefen, die er in seinen ersten Jahren geschrieben, und sein noch nicht reifer Witz verräth doch schon den künftigen grossen Geist. Die Briefe des **Fontenelle** verdienen, deucht mich, größtentheils immer noch eine Stelle unter den guten sinnreichen Briefen. Man wirft ihnen den Fehler des Gesuchten vor; aber wenn weis ein Fontenelle nicht seine Fehler durch Schönheiten zu bedecken? Man hat von diesen und von Crebillons Briefen eine deutsche Uebersetzung; die erste ist von dem Herrn Professor von Steinwehr, und die andre von Herr Strauben. In den sinnreichen Werken der Frau von **Lambert** (Oeuvres de Madame la Marquise de *Lambert*, à Lausanne 1747) stehen auch einige schöne Briefe, davon man aber die meisten eher kleine Betrachtungen aus der Moral und Critik, als Briefe im eignen

mit der er denkt, und den Ausdruck seiner Gedanken genau beybehalten; oder wo dieses in meiner Sprache nicht mehr angehet, beydes mit gleichgeltenden Schönheiten zu verwechseln wissen. Dazu gehört viel Geschmack, und viel Stärke in den Sprachen. Unterdessen hat das behutsame Uebersetzen einen doppelten Vortheil. Man wird mit den Schönheiten eines Originals besser bekant,

und

Verstande, nennen könnte. Wer den feinen Geschmack des St. Mard kennt, der wird sich auch von seinen galanten und philosophischen Briefen, welche den zweyten Band seiner Werke ausmachen, nicht wenig versprechen können, obgleich der Verfasser selbst davon das Urtheil fällt, daß sie zum Theil vielleicht so tiefsinnig, zum Theil als ein Werk seiner Jugend, zu schimmernd wären. Richelet hat eine Sammlung von Briefen verschiedener französischer Scribenten auszugsweise, in zween Bänden herausgegeben, und sie unter gewisse Classen gebracht. Ich zweifle, daß er recht gut gewählt hat. Man findet vor dem ersten Theile ein langes Verzeichniß von Briefschreibern seiner Nation; und wer ein noch längeres sehen will, der lese den Herrn Arenhold in seinem Conspectu Bibliothecæ universalis -- Epistolarum, 38-58 Seite. *Hanov.* 1746. Man hat im Italienischen beynahe eine eben so grosse Menge Briefe, als im Französischen, gute und schlechte. Annibal Caro, Guidiccioni, Bonfadio, Bembo, Bentivoglio Loredano und Lupis sind bekant. Die Briefe des Annibal Caro (Lettere famigliari Venet. 1574. II. Vol.) und des Bonfadio nehmen unter den guten, so wie des Loredano und Lupis seine unter den schlechten Briefen, die ersten Stellen ein. Caro unterscheidet sich nicht nur durch das Natürliche und ungezwungene in den Gedanken und in dem Ausdrucke; auch das Verdienst, das man ihm in Ansehung der Reinigkeit und Schönheit der Sprache zugestehen muß, macht seine Schreibart schätzbar. Und man muß sich wundern, wie ein Volk, das einen Caro in Briefen gehabt, im Stande gewesen ist, die frostigen Metaphern und die gothischen Zierrathen des Lareda-no einiger Aufmerksamkeit zu würdigen.

und man bereichert seinen Ausdruck, weil man genöthiget ist, die Wörter und Redensarten seiner Sprache in Gedanken aufzusuchen, um den fremden Ausdruck zu erreichen, ohne ihn zu schwächen, und doch auch ohne undeutsch zu reden *.

Wenn man endlich selbst Briefe schreiben will, so vergesse man die Exempel, um sie nicht knechtisch nachzuahmen, und folge seinem eignen Naturelle. Ein jeder hat eine gewisse Art zu denken und sich auszudrücken, die ihn von andern unterscheidet. Diese soll er wohl nach guten Exempeln ausbilden, aber sie nie unterdrücken, sonst wird er eben dadurch gezwungen und unnatürlich werden. Wenn wir alle auf einerley Art dächten: so würde die Aufmerksamkeit und das Vergnügen wegfallen; wir würden bey einander einschlafen. Die Mannigfaltigkeit des Vortrags befördert hingegen unser Vergnügen, und wer seiner eignen Art zu denken nicht folgt, der benimmt sich das sicherste Mittel, dem andern zu gefallen, und etwas neues zu sagen. Wer sich gar nichts, sondern alles seinem Originale, zutraut; wer im Nachahmen nichts thun will, als nur seinem Beyspiele kümmerlich folgen **, der wird

* Cicero sagt, daß er in seinen jüngern Jahren diesen doppelten Vortheil durch das Uebersetzen der griechischen Reden erlangt habe: Postea mihi placuit eoque sum usus adolescens, ut summorum oratorum græcas orationes explicarem, quibus lectis hoc assequebar, ut, cum ea, quæ legerem Græce, Latine redderem, non solum optimis verbis uterer, & tamen usitatis, sed etiam exprimerem quædam verba imitando, quæ noua nostris essent, dummodo essent idonea. L. I. de *Orat.* p. 305. *l. c.*

** Eum nemo potest æquare, cuius vestigiis sibi utique insistendum putat. Necesse est enim semper sit posterior, qui sequitur. Adde, quod plerumque

wird ihm nicht allein nicht gleichen, sondern auch stets unter ihm seyn. Ueber dieses ist es meistentheils leichter, mehr zu thun, als eben dasselbe zu thun: und eben so unanständig, bloß auf andere Kosten zu schreiben, als auf andrer Kosten zu leben. Und was würde durch das Nachahmen erhalten worden seyn, wenn keiner mehr ausgerichtet hätte, als das Original, dem er folgte?

Man vergesse im Schreiben nicht, daß der Vorrath der Gedanken und der Worte zu einem guten Briefe meistens in der Nähe liege, und daß viele nur darum schlechte Briefe schreiben, weil sie beydes in der Ferne suchen und sich dessen nicht bedienen wollen, was ihnen die Sache und die Beschaffenheit der Personen freywillig darbieten. Sie halten das Nahe für gemein. Sie suchen, und sie kommen dadurch aus den Gränzen des Natürlichen *.

Die

que facilius est plus facere quam idem. *Quinctil.* L. X. c. 2. Turpe etiam illud est, contentum esse id consequi, quod imiteris. Nam rursus quid erat futurum, si nemo plus effecisset eo, quem sequebatur? *ibid.*

* Plerumque optima rebus cohærent & cernuntur suo lumine. Ad nos quærimus illa, tanquam lateant semper, seque subducant. Ita nunquam putamus circa id esse, de quo dicendum est; sed ex aliis locis petimus & inuentis vim afferimur Quinctil. I. 8. Proœm. Man kann folgende Stelle aus dem zehnten Buche eben dieses vortreflichen Anführers in der Beredsamkeit zu einer Regel bey der Verfertigung der Briefe machen: Si non resupini, spectantesque tectum, & cogitationem murmure agitantes, expectauerimus, quid obueniat; sed quid res poscat, quid personam deceat, quod sit tempus --, intuiti, humano quodam modo ad scribendum accesserimus: Sic nobis & initia, & quæ sequuntur, natura ipsa præstabit. Certa sunt enim plerumque, &, nisi conniueamus, in oculos incurrunt: ideoque nec indocti, nec rustici diu quærunt, unde incipiant. Non ergo putemus semper optimum esse, quod latet. L. X. c. 3.

Die Kunst soll in den Briefen eigentlich nichts thun, als wehren, daß die gewöhnlichen Vorstellungen keinen Ekel erwecken.

Die Gelegenheiten, bey denen wir schreiben, erzeugen die meisten Gedanken in Briefen. Man sey also aufmerksam auf die kleinen Umstände, welche die Gelegenheit darbietet, um sich mit Gedanken zu bereichern. Wer von Natur unempfindlich ist, den wird nichts rühren, als das grobe von einer Sache, und er wird von den vorkommenden Dingen immer auf eine gemeine Art reden. Wenn man hingegen viel an einer Sache sieht, so bekömmt man viele und also auch neue Vorstellungen. Auf diese Art entsteht das Volle und das Muntere in der Schreibart. Wer unter vielen Vorstellungen, durch die Hülfe einer zarten und glücklichen Empfindung die leichtesten, feinsten und nöhtigsten wählen, und einen gewissen Wohlstand in ihrer Verbindung beobachten kann, der wird gewiß gute Briefe schreiben. Aus diesem Grunde kann man sich sagen, woher es kömmt, daß die Frauenzimmer oft natürlichere Briefe schreiben, als die Mannspersonen*. Die Empfindungen der Frauenzimmer

 sind

* Ich will dem Frauenzimmer zur Ehre eine sehr schöne Stelle aus dem la Bruyere anführen: Elles (les Lettres de Balzac & de Voiture) sont vuides de sentimens, qui n'ont regné que depuis leur tems, & qui doivent aux femmes leur naissance. Le sexe va plus loin, que le nôtre, dans ce genre d'écrire: elles trouvent sous leur plume des tours & des expressions, qui souvent en nous ne sont l'effet que d'un long travail & d'une pénible recherche, elles sont heureuses, dans le choix des termes, qu'elles placent si juste, que tout connus qu'ils sont, ils ont le charme de la nouveauté & semblent être faits seulement pour l'usage, où elles les mettent. Il n'ap- par-

sind zarter und lebhafter, als die unsrigen. Sie werden von tausend kleinen Umständen gerührt, die bey uns keinen Eindruck machen. Sie werden nicht allein öfter, sondern auch leichter gerührt, als wir. Eine Vorstellung macht bey ihnen geschwinde der andern Platz, daher halten sie sich selten bey einem guten Gedanken so lange auf; wir fühlen ihn stärker, und darum gehen wir oft zu lange mit ihm um. Ihre Gedanken selbst sind, wie ihre Eindrücke, leicht; sie sind ein scharfes, aber kein tiefes Gepräge. Die Frauenzimmer sorgen weniger für die Ordnung eines Briefes, und weil sie nicht durch die Regeln der Kunst ihrem Verstande eine ungewöhnliche Richtung gegeben haben: so wird ihr Brief desto freyer und weniger ängstlich. Sie wissen durch eine gewisse gute Empfindung das Gefällige, das Wohlanständige, in dem Putze, in der Einrichtung eines Gemähldes in der Stellung des Tischgeräthes leicht zu bemerken und zu finden; und diese gute Empfindung der Harmonie unterstützt sie auch im Denken und Briefschreiben. Wer die Farben wohl zu wählen, und Theile, die nicht nothwendig zusammen gehören, so zu stellen weis, daß eins das andre erhebt, der wird auch seine Gedanken zu einem Briefe gut wählen und geschickt ordnen können. Wir reden nicht von Frauenzimmern, die unter Leuten von verderbtem Geschmacke aufgewachsen sind; die ihren Verstand und

ihre

partient qu'à elles de faire lire dans un seul mot tout un sentiment, & de rendre délicatement une pensée, qui est délicate. Elles ont un enchaînement de discours inimitable, qui se fait naturellement, & qui n'est lié que par le sens. Si les femmes étoient toujours correctes, j'oserois dire, que les lettres de quelques-unes d'entre-elles seroient peut-être ce que nous avons dans nôtre. Langue de mieux écrit. *Tom. I.* pag. 152.

ihre Sprache noch durch keinen vernünftigen Umgang, durch kein gutes Buch ausgebessert haben; nein. Aber wir meynen auch nicht vielwissende Frauenzimmer, nicht solche, vor welchen Juvenal * die Männer warnt:

Non habeat matrona, tibi quæ juncta recumbit,
Dicendi genus, aut curvum sermone rotato
Torqueat enthymema, nec historias sciat omnes,
Sed quædam ex libris, & non intelligat.

Mann kann bis zur Orthographie, bis zu den Unterscheidungszeichen in einer Rede unwissend seyn, und immer noch sehr schöne Briefe schreiben. Und es ist keine geringe Ehre für die Frauenzimmer, daß die Briefe der Frau von **Sevigne**, zu denen ich noch die Briefe der **Babet** rechne, die sie an den **Boursault** geschrieben, von den größten Kunstrichtern für die natürlichsten in ihrer Art gehalten werden. Das Herz der Sevigne fließt stets von den lebhaftesten Empfindungen der Freundschaft und Liebe gegen ihre Tochter über. Man erstaunt über die ungemeine Zärtlichkeit; man fürchtet, sie werde sie übertreiben; sie werde aus dem Charakter einer Mutter fallen; und eben diese große Zärtlichkeit, die in der Sprache einer andern Mutter abentheuerlich, oder doch ekelhaft werden würde, bleibt in dem Munde der Sevigne schön und natürlich. Man nimmt ihre Empfindungen unwissend an. Man gefällt sich bey dem, was man fühlt, und man würde unzufrieden seyn, wenn sie anders geredet, sich weniger frey, sich behutsamer ausgedrückt, und eine gewisse liebenswürdige Nachläßigkeit vermieden hätte. Sie ist ausser der Stunde ihres Affekts in den Augenblicken, wenn sie erzählt, oder scherzt, eben so leb-

haft

* Iuv. *Sat.* 6.

haft in ihren Vorstellungen, eben so fruchtbar an Bildern, eben so naif bey Kleinigkeiten.

Obgleich alle Brife natürlich seyn sollen: so müssen es doch die am meisten seyn, in welchen ein gewisser Affekt herrscht. Wenn man also dem andern seine Traurigkeit, sein Mitleyden, seine Freude, seine Liebe in einem hohen Maasse zu erkennen geben, oder in ihm selbst die Empfindung erwecken will: so lasse man sein Herz mehr reden, als seinen Verstand; und seinen Witz gar nicht. Man wisse von keiner Kunst, von keiner Ordnung in seinem Briefe. Der Beweis dieser Regel liegt in den Affekten selber. Wer recht gerührt, recht betrübt, recht froh, recht zärtlich ist, dem verstattet seine Empfindung nicht, an das Sinnreiche, oder an eine methodische Ordnung zu denken. Er beschäftiget sich mit nichts, als mit seinem Gegenstande. Von diesem ist er voll, und seine Gedanken sind geschwinde und abgedrungene Abdrücke seiner Empfindungen. Die Rede wird, gleich dem Gefühle, stark und unterbrochen seyn. Wie unser Herz, wenn es in Wallung ist, geschwinder und stärker schlägt, und die vorige Ordnung nicht mehr hält: so unterbricht auch der Affekt die gewöhnliche Art zu denken, und sich auszudrücken. Es ist also in solchen Briefen nichts unnatürlicher, als das, was Nachdenken, Kunst und Mühe verräth. Es wird eine gewisse Stille und Ruhe des Geistes erfordert, wenn wir unsere Vorstellungen wohl verbinden wollen, wenn wir auf Vergleichungen, Gegensätze und andre witzige Einfälle fallen sollen. Der Affekt aber läßt uns zu dieser Arbeit weder Zeit noch Ruhe; und das Sinnreiche, es sey so schön als es will, ist in solchen Briefen allemal verwerflich. Man muß aus eben dem Grunde nicht für den Schmuck in Worten sorgen.

Unser Gedächtniß wird uns diejenigen schon eingeben, die den Leydenschaften eigen, und deswegen die kräftigsten sind. Ein verwegner Ausdruck, der sonst nicht gebräuchlich ist, kann im Affekte schön werden, weil ihn die Heftigkeit meiner Empfindung rechtfertiget. Eine Wiederholung des vorigen mit eben den Worten, oder in andern Worten, kann in einem solchen Briefe zur Schönheit werden, weil wir oft glauben, eine Sache noch nicht, oder nicht genug gesagt zu haben, die uns stets vor den Augen schwebt. Eine Frage, die bey einer andern Gelegenheit überflüßig ist, kann in dergleichen Briefen natürlich seyn. Kurz, wer die Betrübniß, die Freude, die Liebe, das Mitleyd, daß er zu erkennen gegeben, oder erwecken will, in der That empfindet, dem wird es nicht schwer seyn, davon zu reden, es müßte ihn denn die Armuth der Sprache, oder ein angewöhnter böser Geschmack verhindern. Wer ein Exempel von einem recht übertriebenen Trauerschreiben sehen will, der lese Neukirchs Brief an die Frau von Bojanowsky *, über den Tod ihres Gemahls.

Allein, wird man sagen, wenn man nun selbst nicht gerührt ist, wie soll man denn da schreiben? Wie viel Condolenzbriefe, wie viel Freudensbezeugungen müssen wir nicht mit kaltem Blute aufsetzen? Unser Herz nöthiget uns nicht dazu, sondern die Mode, der Wohlstand, der bloße Name eines Freundes, eines Clienten. Man stellt sich, als ob man etwas wäre, das man nicht ist. Gut! wer eigennützig genug ist, sich zu verstellen; oder wer

* S. **Neukirchs** galante Briefe, am Ende des Junkerischen Briefstellers. S. 210. Man findet diese Briefe auch bey einer Uebersetzung der Briefe des le Pays, die zu Hamburg 1730 herausgekommen: desgleichen in **Volks** Briefsteller.

wer dazu gezwungen ist, der behält doch allemal in seinen Briefen die Pflicht, den Charakter zu beobachten, den er vorstellen will. Er wird sich doch erinnern können, wie er selbst, oder andre, bey dergleichen Gelegenheiten im Affekte zu reden pflegen. Diese Sprache muß er nachahmen, wenn man nicht sein kaltes und verstelltes Herz entdecken soll: allein er muß sie nicht übertreiben. Er muß allen Vergrösserungen und Künsteleyen entsagen, damit sein Affekt nicht studiert oder komisch werde. Er erinnere sich folgender Erzählung:

Ein junger Mensch, der, wenn er Briefe schrieb,
Die Sachen kunstreich übertrieb,
Und wenig gern mit stolzen Formeln sagte,
Las einem klugen Mann ein Trauerschreiben vor,
Darin er seinen Freund beklagte,
Der seine Frau durch frühen Todt verlor,
Und ihm mit vielem Schulwitz sagte,
Daß nichts gewisser wär, als daß er ihn beklagte.

Ihr Brief, fiel ihm der Kenner ein,
Scheint mir zu schwer und zu studirt zu seyn.
Was haben Sie denn sagen wollen?
„ Daß mich der Fall des guten Freunds betrübt;
„ Daß er ein Weib verlor, das er mit Recht geliebt,
„ Und meinem Wunsche nach stets hätte haben sollen;
„ Daß ich von Lieb und Mitleyd voll,
„ Nicht weis, wie ich ihn trösten soll,
„ Dieß ungefähr, dieß hab ich sagen wollen.

Mein Herr, fiel ihm der Kenner wieder ein,
Warum sind Sie sich denn durch Ihre Kunst zuwieder?
O schreiben Sie doch nur, was Sie mir sagten, nieder:
So wird Ihr Brief natürlich seyn.

Ueber=

Ueberhaupt läßt sich von keinen Briefen weniger hoffen, als von denen, die der Geist des Ceremoniels und der Mode eingeführt, und an gewisse betrübte oder freudige Fälle, oder an gewisse Tage, an Namens-Geburts- und Neujahrs-Tage gebunden hat. Sie sind die beschwerlichsten, und aus einer gerechten Strafe gemeiniglich die schlechtesten. Es sind Geburten, denen man ihre Herkunft, denen man die Verstellung, die Schmeicheley, den Eigennutz, die Sklaverey, gemeiniglich ansieht. Es sind ausgedehnte, frostige, übertriebene Complimente. Die Materie verändert sich in diesen Briefen nicht. Das Erfreuen, das Glückwünschen, das Bezeigen des Mitleyds bleibt allemal das Hauptwerk, und die Gelegenheit ist nur die Ursache dazu. Wer kann von einem so unfruchtbaren Inhalte etwas anständiges sagen? Und wenn es einmal angeht, wer kann es zehn, zwölfmal verändert thun? Wer kann bey kleinen und täglichen Fällen, worüber die Person oft selbst nicht betrübt ist, an die man schreibt; wer kann sich da immer auf eine natürliche Art betrüben? Wer kann immer auf eine andere Art, in einem ganzen Briefe, Glück wünschen, ohne gezwungen zu werden? Ein bloßes Compliment läßt sich seiner Natur nach nicht ausdehnen, wenn man ihm nicht Gewalt anthun will. Gleichwohl wird aus einem Complimente, wie wir es mündlich machen, noch kein Brief nach der Mode. Seine Zuflucht zu langweiligen Anfangs-und Schluß-Formeln nehmen, ist pedantisch. Sein Compliment in das Sinnreiche einkleiden, ist eben so viel, als wenn ich ein mündliches Compliment nicht hersagen, sondern meinen Gönnern nach den Noten absingen wollte. Wenn nicht das besondere Verhältniß, das zwischen mir und dem Gönner ist, freywillig etwas zum Anfange, oder zur Ausfüllung solcher Complimente, hergiebt;

kurz,

kurz, wenn die Beschaffenheit der Personen, und gewisser zufälliger Umstände, uns nicht bey solchen Gelegenheiten beredt macht, und uns zu einer guten Einkleidung hilft: so werden solche Briefe immer leer und unnatürlich bleiben. Mich deucht, große Herren wären glücklich, wenn die Mode zu gratuliren und zu condoliren unter ihren Clienten abkäme. Wie oft muß nicht ein vornehmer Mann, an dem Neujahrstage, oder an seinem Geburtsfeste, überhaüft von den schriftlichen Complimenten seiner Verehrer, aus dem Plautus klagen: *Vix ex gratulando miser iam eminebam.* Und wenn auch dergleichen Briefe keine höflichen Zwangsmittel sind, dadurch man den Gönner zu etwas nöthigen will; wenn sie auch, unsre Ehrfurcht zubezeigen, geschrieben werden: so sind es doch so ungewisse und durch die Mode so verdächtig gewordne Zeichen, daß uns oft Angst dabey werden muß, wenn wir uns ihrer bedienen. Man lese zum Exempel folgenden Neujahrsbrief:

Meine Schuldigkeit erfordert, Ew. Excellenz bey dem Eintritte des neuen Jahres meinen unterthänigsten Glückwunsch abzustatten. Allein ich suche die Worte vergebens, wodurch sich das alles austrücken liesse; was man Ihnen wünschen muß, wenn man das Verlangen seines eignen Herzens befriedigen will. Sind Zufriedenheit, Leben und Hoheit eine gewisse Belohnung der Verdienste: so werden Ew. Excellenz mit diesem Jahre noch eine lange Reihe zufriedener und glückseeliger Tage antreten. Ich werde nie ablassen, um die Erfüllung dieser Wünsche die Vorsicht anzurufen, und mit der ersinnlichsten Ehrerbietung zu beharren ꝛc.

Man fühlt den Zwang in diesem Briefe, ob er gleich in seiner Art noch erträglich ist. Es ist nicht gerade zu,

es ist durch einen kleinen Umweg gewünscht, und dadurch hat der Wunsch die Länge eines Briefes erreicht; aber vielleicht merkt man den Kunstgriff zu sehr. Der Wunsch ist nicht in den gewöhnlichen Formeln abgefaßt, und auf diese Art hat er zwar das Alltägliche verloren; aber eben dadurch ist er rednerisch geworden. Unterdessen glaube ich doch, daß man besser thut, wenn einmal solche Briefe geschrieben werden sollen, daß man sie durch eine Tour verlängert, als daß man den Wunsch auf die Folter spannt und alle seine Theile unförmlich sehen läßt; daß man, sage ich, besser thut, wenn man ihn in feine Worte einkleidet, als wenn man sich der Kanzeleysprache bedient, wozu uns Herr **Lünig** durch seine curiösen **Hof- und Staatsschreiben**, und durch seinen Vorrath **wohlstylisirter neuer Briefe** hat einladen wollen. Ich will aus dieser letzten Sammlung ein kleines Exempel anführen.

Wir zweifeln nicht, es werden Ew. Liebden das zu Ende eilende Jahr bey allem hohen Vergnügen zurück legen, und haben dahero zu Bezeigung Unserer Freund-Vetterlichen (Nachbarlichen) Ergebenheit nicht ermangeln wollen, zu dem gesegneten Eintritte dieses instehenden neuen Jahres zu gratuliren, mit dem aufrichtigsten Beywunsch, daß der Allerhöchste Ew. Liebden in diesen und vielen folgenden Jahren mit aller selbst wählenden Fürstlichen Prosperität, und demjenigen, was sonst zu Dero Contento gereichen kann, mildiglich erfreuen wolle, die wir Ew. Liebden unter ausbittender Continuation Dero hochschätzbarer Freundschaft und Wohlwollens zu Erweisung 2c. 2c.

So muß man schreiben, wenn man wohlstylisirt schreiben will. Ausser der Armuth des Inhalts in den Complimentbriefen, macht auch der Respekt, den man zu be-

obachten hat, dergleichen Briefe schwer und steif. Man soll mit großen Herren nicht frey reden? und was ist alsdann möglicher, als daß man ängstlich spricht? Man soll demüthig und ehrerbietig sprechen; und wie leicht kann diese Sprache kriechend und sclavisch werden? Man soll mit großer Behutsamkeit reden, und aus großer Behutsamkeit wird man oft kostbar und gezwungen. Die Regeln des Ceremoniels schränken die natürliche Art zu denken, so sehr ein, daß man diese oft unterdrücken muß, wenn man jenes beobachten will. Die Art unserer langen und großen Ehrenwörter thut in dergleichen Briefen dem Ausdrucke und den Gesetzen der Sprache viele Gewalt an. Wir haben Abstracta gemacht, und den gnädigen Herrn in die Gnade, den Hochedlen in das Hochedle, und so weiter verwandelt. Man soll nach dem Befehle der Briefsteller dieser Titulaturen an bestimten Stellen wiederholen. Dieses muß nothwendig Ekel und Bangigkeit im Ausdrucke verursachen. Man soll nicht, wie man meistens im Umgange redet, durch Sie, Ihnen, Ihre, sondern durch Dieselben, Dero, Deroselben, Höchstdenenselben reden. Und wenn alles dieses nicht die Grammatik beleidigte: so beleidigte es doch das Ohr. Will man das Hochgeborne nicht alle Augenblicke wiederholen: so muß man lange Perioden machen, und Sätze, die natürlicher Weise unverbunden gesagt werden wollen, in einen Perioden zwingen. Unsere Anführer treiben uns noch weiter. Wir sollen aus Ehrerbietung für andre, die Wörter von ihrer natürlichen Stelle verdrängen, und zum Exempel nicht sagen: Nachdem ich so glücklich gewesen, Ew. Excellenz Befehle zu vollziehen; sondern: nachdem Ew. Excellenz Befehle zu vollziehen, ich so glücklich gewesen bin. Diese und noch viele andre Kleinigkeiten, die man beobachten soll, machen es beynahe un-

möglich, einen solchen Complimentbrief natürlich abzufassen. Sie stören die freye Art zu denken, so wie vielleicht die weitschweifigen Titulaturen in den Kirchengebeten die Andacht stören, wenn wir, indem wir z. E. um Gnade für den Lehnsherrn des Dorfs bitten, zugleich den ganzen Titel des gnädigen Herrn herbeten hören, über den man oft zwey bis dreymal Athen holen muß.

Die Bittschreiben und Danksagungsbriefe an große Herren sind weit leichter zu machen, als die leeren Complimente. Mann hat einen wahren Inhalt, dazu sich immer verschiedene Umstände, verschiedene Gedanken anbieten, die man von der Großmuth, von dem edelmüthigen Bestreben seines Gönners, uns und andre glücklich zu machen, von den Wohlthaten selbst, die er uns schon erwiesen hat, hernehmen kann. Das Verlangen, andre zu unserm Glücke geneigt zu machen, und die Dankbarkeit, sind beredte Empfindungen, und man hat im Schreiben mehr zubefürchten, daß sie uns zu übertriebnen Gedanken bringen werden, als daß sie uns gar keine eingeben sollten. Ob nun wohl dergleichen Briefe an große Herren mehr Schmuck vertragen, als andre, und ob man gleich mit einem vornehmen Manne nicht schläfrig sprechen soll: so muß man sich doch auch nicht dem Balzacischen oder Voiturischen Geschmacke überlassen, und weder, ohne auszuruhen, noch auch, was der größte Fehler dieser Männer ist, immer auf einen Schlag sinnreich seyn. Muntre Köpfe sind diesem Unglücke am leichtesten unterworfen. Es hat diesen beyden Männern nicht am Witze gefehlet. Nein, sie haben eher zuviel Witz. Sie pralen damit. Sie wollen ihn stets anbringen, es koste, was es wolle. Alles, was sie betreten, soll eine Rose werden. Sie verschwenden ihre Hyperbolen in den

Lobsprüchen, ihre Gegensätze in dem Scharfsinnigen. Sie werden also, zur Unzeit und gezwungen, sinnreich in ihren Briefen. Endlich sind sie immer auf einerley Art witzig, und alles, auch das Beste, ermüdet, wenn es immer eben dasselbe bleibt. Voiture ist ohne Zweifel dem Balzac noch vorzuziehen, wenigstens sind einige von seinen scherzhaften Briefen * angenehm zu lesen. Boileau hat beyder Schreibart in zween Briefen an den Herzog von Vivonne nachgeahmt **, und seine Nachahmung ist die beste Satyre, die man dawieder machen kann. Eine Probe von den Balzacischen Schönheiten mag folgender Brief *** an die Marquisin von Montausier seyn. Er wünscht ihr zu ihrer Niederkunft Glück.

Mada=

* Der Herr von Voltaire setzt die Zahl derselben bis auf viere oder fünfe herunter, und meynt, daß die übrigen nicht viel höher zu halten wären, als die Briefe des Boursault und le Pays. (S. seinen Temple de Goût.) Wir wollen uns des Voiture nicht annehmen, aber daß Herr Voltaire den Büssy mit seinen Briefen nicht in den Tempel lassen will, scheint eine kleine Tyranney zu seyn. Die Fehler seiner Briefe sind Fehler seines Herzens, und nicht seines Verstandes. Die Sprache seiner Eigenliebe ist beschwerlich, das beständige Wehklagen über sein Unglück ist ein Fehler; aber deswegen hört seine Schreibart nicht auf, natürlich, leicht und fein zu seyn. Pitavall beschwert sich über diesen Ausspruch des Herrn Voltaire: Il lui a fait une aussi grande injustice, qu'on la lui feroit, si on ne l' y plaçoit même, je ne crois pas que nous ayons rien dans le stile Epistolaire, qui surpasse le stile fin & aisé du Comte de Bussy. S. *Causes celebres* Tom. VI. p. 317.

** S. den vierten Theil seiner Werke a. d. 93 S. Amst. Ausg.

*** Lettres de Mr. *Balzac*, à Amsterd. 1664. p. 356.

Madame!

Ob mich gleich meine Krankheiten von den Pflichten des bürgerlichen Lebens befreyen: so will ich mich doch meines Privilegii heute nicht bedienen. Es giebt Gelegenheiten, wo alle Privilegia aufhören müssen, und Sie haben uns eine so gute Nachricht von sich hören lassen, daß ich darüber vergessen habe, daß ich krank bin. Sie hat die Kraft gehabt, mich aus einem Schlummer zu erwecken, aus dem der Ruf von Frankreichs Siegen, und die Triumphlieder der öffentlichen Zeitungen mich zu ermuntern nicht vermögend waren. Sie hat mir die Freude gegeben, so wenig ich auch fähig war, Freude anzunehmen. Da sie mir nun diese süsse Gemüthsbewegung wieder gegeben hat, die ich gar verlohren zu haben glaubte: so halte ichs für meine Schuldigkeit, Ihnen, Madame, für mein eignes Vergnügen zu danken, das ich in dem Ihrigen finde. Die Festtage Ihres Hauses sind keine Privatfeste, und bilden Sie sich ja nicht ein, daß Sie nur für sich allein glücklich sind. Nein, Madame, es ist ein Licht, womit Sie die Welt ausgeschmückt haben; es ist ein Glück, das Sie unserm Jahrhunderte zuwege gebracht haben. Und weil ich mich neuerlich wieder zum Poeten aufgeworfen: so wird es Ihnen nicht fremd vorkommen, wenn mir ein Wort entfährt, das prophetisch klingt. Ich kann von dem nicht niedrig reden, noch eine nur geringe Hofnung von dem haben, was sich von zwo Personen herschreibt, für die ich eine so hohe Ehrerbietung trage. Man kann in dem Falle unmöglich verwegne Wünsche thun, wenn Sie dieselben erfüllen sollen. Und weil die vortrefliche Erziehung nicht weniger von Ihnen selbst herkommen soll, als die vortrefliche Geburt: so glaube ich auch nicht weniger wahrhaft in meinen Pro-

phezeihungen zu seyn, als ich itzt in der Versicherung bin, zeitlebens zu seyn ꝛc. ꝛc.

Dieser Brief lauft von den Schönheiten der Vergrösserung und des Gegensatzes über. Jeder Period hat etwas von diesen beyden Stücken. Gleich in dem zweyten erscheint eine überflüssige Sentenz. Der dritte ist eine ungeheure Hyperbole. In dem folgenden setzt er, Freude geben und Freude annehmen, einander entgegen. Gleich darauf fällt ihm das Verlieren der süssen Empfindung ein, um es dem Wiedergeben entgegen zu stellen. Er fährt fort: „Ich habe es für meine Schuldigkeit erachtet, Ihnen für mein eignes Vergnügen zu danken, das ich in dem Ihrigen finde.„ Wieder ein sinnreicher Spruch! Der folgende Period redet aus eben dem Tone. Darauf wechselt er mit einer Hyperbole von dem Lichte ab, mit dem die Marquisin die Welt ausgeschmückt. Nunmehr spielt er mit den Worten Poet und prophetisch. Er entschuldiget sich unmittelbar darauf wegen des Prophetischen in einem Gegensatze. Er kann nicht niedrig von einem Kinde denken, das von Aeltern herkömmt, für die er eine hohe Ehrerbietung hat. Und wie gekünstelt ist nicht der Schluß! Balzac gleicht beynahe in seinen Briefen einem Menschen, der nach dem Tacte auf einen zugeht, um ihm ein Compliment zu machen, der bald ein Seitenpas, bald ein Vorpas macht, darauf eine Capriole schneidet, und wenn er sich uns genähert hat, zu guter letzt mit dem einen Fuße battirt.

Wir wollen noch etwas weniges von den Briefen sagen, deren Inhalt aus bloßen Erzehlungen besteht. Sie scheinen die leichtesten zu seyn, so wie sie vielleicht die gebräuchlichsten und nothwendigsten sind. Wenn man nichts sagen will, als daß heute dieser Fall, gestern ein andrer,

sich

sich zugetragen hat: so wird freylich nichts leichter seyn. Aber dieses heißt eine Sache nur erwähnen, und nicht erzehlen. Wir wollen nicht bloß wissen, was vorgegangen ist, sondern oft auch, wie es erfolgt ist. Wir wollen eine Sache in den Umständen wissen, durch die sie eine Begebenheit geworden ist; allein, wir wollen sie auch bald wissen, und nichts hören, was nicht zur Sache etwas beyträgt. Aus diesem Grunde entstehen die Haupt-Tugenden der Erzehlung, die Deutlichkeit und die Kürze. Diese beyden Regeln zu vereinigen, ist die Kunst im Erzehlen. Man muß die Umstände prüfen können, die zur Sache gehören. Man muß die Ordnung nicht stören, in welcher sie auf einander gefolget sind. Man muß die geringen bald aussen lassen, bald etliche in einen zusammen ziehen, das heißt, sein Gedächtniß, seine Augen und Ohren mit Verstande ausschreiben, und nicht mehr Worte brauchen, als nöthig ist. Diese Art zu erzehlen, ist schon ein grosses Verdienst für Briefe. Allein man kann durch die Kürze leicht dunkel werden, und nicht allein der Deutlichkeit schaden, sondern auch der Erzehlung eine große Zierde, ich meyne, das Muntre dadurch benehmen. So erzehlen, daß man die Sache nicht allein versteht, sondern daß man glaubt, sie selbst zu sehen, und ein Zeuge davon zu seyn, das heißt lebhaft erzehlen. Dieses geschiehet durch die kleinen Gemälde, die man im Erzehlen von den Umständen, oder Personen entwirft, insonderheit wenn man die Personen zuweilen selbst reden läßt, und uns dadurch mit ihrem Character bekant macht. Man redet oft selbst im Erzehlen den andern an, und fragt ihn, wie wir bey einer Sache zu thun pflegen, die wir mündlich erzehlen, oder die wir wirklich vorgehen sehen. Man antwortet sich; man streut kleine Betrachtungen ein, die uns unser Witz oder unsere Belesen-

heit hergeben. Alles dieses am rechten Orte, mit Anständigkeit, nicht zu häufig, kurz, so thun, daß alles, so sehr es entbehret werden kann, doch zur Anmuth der Geschichte unentbehrlich gewesen zu seyn scheint, dieses ist das Verdienst der Erzehlung. Selbst wenn sie prosaisch ist, bleibt sie noch allezeit auf gewisse Weise eine Art der Poesie. Wie es überhaupt in der Poesie gewisse Schönheiten giebt, die nicht durch Regeln erklärt werden können, die sowohl Glück als Sorgfalt sind; wie es in ihr, so wohl als in der Musik, namenlose Annehmlichkeiten giebt, die sich durch keine Methoden lehren lassen, und die, wie Pope* spricht, eine Meisterhand allein erreichen kann; so geht es auch mit vielen Schönheiten der prosaischen Erzehlung. Livius ist ein Meister in dieser Art zu erzehlen. Man darf nur seinen Streit der Horazier und Curiazier mit des Herrn Rollins Anmerkungen lesen, wenn man sich davon überzeugen will. Die Personen, denen man erzehlt, können, nachdem sie hoch, oder uns gleich sind, im Erzehlen vieles verbieten, und vieles erlauben. Die Sachen selbst, nachdem sie wichtig, oder nicht wichtig, weitläuftig oder kurz, traurig oder lustig sind, verlangen immer anders erzehlt zu werden. Man muß dieses der Klugheit eines jeden überlassen.

Wie wir nicht immer aus Nothwendigkeit mit einander reden, sondern auch zum Vergnügen: so giebt es auch Briefe, die zum Vergnügen geschrieben werden. In diesen Brie-

fen,

* Some beauties - - no Precepts can declare,
For there's a happiness as well as care,
Musick resembles Pœtry; en each
Are nameless, graces, which no methods teach
And which a Master-hand alone can reach.
Essay on Criticism. v. 142.

sen, die eine Art von Vertraulichkeit, oder des genauern Umganges voraussetzen, haben wir die Erlaubniß sinnreich zu seyn, und tausend Dinge, die in ernsthaften Briefen unnatürlich seyn würden, können hier natürlich seyn. Es ist ganz etwas anders, halb im Ernste, oder zum Scherze sinnreich seyn. Ich will im Scherze nicht so wohl überreden, als den andern auf eine angenehme Art unterhalten. Er sieht meine Absicht, und willigt gleichsam unter der Bedingung darein, daß ich sie glücklich ausführen werde. Es ist also bey solchen Briefen nicht die Frage, ob man von dergleichen Dingen, als darinnen vorkommen, im gemeinen Leben so sinnreich, und so fortgesetzt sinnreich, zu reden pflegt. Nein, es ist die Frage, wenn man solche Briefe vor sich hat, ob die Sache die Einfälle verträgt, ob dieselben der Mühe werth sind, ob sie, als witzige Einfälle betrachtet, gut und richtig sind, ob sie ungezwungen sind. Wenn das ist, so mag der Brief durch und durch sinnreich seyn, er wird immer in seiner Art natürlich bleiben. Man betrachtet ihn nicht sowohl von der Seite eines Briefes; man sieht ihn für einen witzigen Aufsatz in Form eines Briefes an, und nach dieser Aussicht beurtheilt man ihn. Man untersucht nicht sowohl, ob uns oder vielen diese Art zu reden eigen ist, sondern vielmehr ob sie dem Verfasser leicht geworden ist. Die Prosa ist, überhaupt betrachtet, allemal natürlicher, als die Poesie. Allein, wenn wir ein gut Gedichte lesen, in welchem alles ohne Zwang, und doch weit feiner gesagt ist, als man prosaisch davon zu reden pflegt: so ist es uns genug, daß diese Art zu denken dem Verfasser natürlich läßt, und wir wissen es ihm Dank, daß er so und nicht anders mit uns geredet hat. Wir fragen nicht, ob es ihn keine Mühe gekostet, ob er keine Kunst dabey angewandt hat. Wir sind zufrieden, wenn wir diese Mühe, diese Kunst nicht sehen. Es gefällt

fällt uns an ihm, daß er so glücklich ist, immer das Beste und Feinste an einer Sache zu finden, ohne darnach gerungen zu haben. Wir halten seinen Witz für keine Praleren, wenn wir sehen, daß er nicht sowohl für seinen Ruhm, als für die Sache und für unser Vergnügen besorgt gewesen ist. Eben dieses findet auch bey den sinnreichen Briefen statt, in so weit diese sinnreiche Art zu denken nicht vielen, sondern nur wenigen eigen ist. Man tadelt die Fontenellischen und andre diesen ähnlichen Briefe nicht deswegen, weil wir ordentlich in unsern Briefen nicht sinnreich zu reden pflegen; sondern deswegen, weil ihr Sinnreiches nicht selten gezwungen und frostig ist; wenigstens sollte man sie nur aus diesem Grunde tadeln. Wenn endlich solche Briefe auch ihrer Natur nach gut sind, so ist es doch kein Wunder, wenn eine ganze Sammlung von scharfsinnigen Schreiben den Leser bald müde macht. Je länger unser Geist von einem angenehmen Eindruck angestrenget wird, desto geschwinder wird das Vergnügen, das wir dabey empfinden, zum Verdrusse. Und ob der Wein gleich weit geistreicher ist, als das Wasser, und ob wir ihn gleich mehr lieben, als dieses: so werden wir ihn doch weit eher satt. Die sinnreiche Schreibart greift unsern Geist empfindlich an. Sie giebt uns immer etwas zu thun, indem sie uns das Unerwartete, das Neue wahrnehmen läßt; aber eben dadurch ermüdet sie in der Länge. Wie aber solche Briefe einzeln geschrieben werden: so sollte man sie auch nach der Wirkung, die sie einzeln thun, beurtheilen, und nicht aus dem, was sie verursachen, wenn man sie hinter einander liest. Allein auch einzeln genommen, können sie ermüden, wenn sie lang, und immer aus einem Tone sinnreich sind; so wie überhaupt eine abgemeßne, geschmückte und lebhafte Schreibart, ohne Abwechselung, ohne

Man=

Mannigfaltigkeit, wenn sie auch mit guten und hellen Farben ausgemalt ist, dennoch, weder in der Poesie, noch in der Prosa lange vergnügen kann *. Man sollte also die sinnreichen Briefe nur kurz machen; und wenn dieses nicht angehet, doch nicht Schritt vor Schritt sinnreich seyn. Ein anders ist, sich in der Schreibart ungleich werden, und aus dem Feinen in das Grobe fallen; ein anders, die Schreibart nicht immer gleich durch anstrengen. Niemand muß einen Anspruch auf diese Gattung der Schreibart machen, den die Natur nicht dazu gebildet hat. Und niemand, dem es an Lebhaftigkeit und einem lachenden Witze fehlt, wird es durch alle Regeln, durch alle Mühe, auch nur bis zu dem Leidlichen in der sinnreichen und scherzhaften Schreibart bringen. Alle Regeln werden ihm zu nichts helfen, als daß er auf ihre Rechnung Fehler macht. Wenn man den Klugen durch seinen Scherz nicht gefällt, so kann man sicher wissen, daß man keine Gabe dazu hat, wenn man auch noch so viel Lust dazu hätte. Wer eine Fähigkeit zu dieser Schreibart hat, bey dem wird sie durch das Lesen muntrer Briefe nicht allein erweckt, sondern auch zugleich befruchtet werden. Er wird nicht nöthig haben, daß man ihm die Quellen anzeigt, aus welchen man schöpft, wenn man scherzhaft und galant seyn will; wenn man z. E. Höhere zum Scheine tadeln, ihnen zum Scheine wiedersprechen, ihnen zum Scheine nicht gehorchen; wenn man denen Vorwürfe machen will, denen man aus Ehrerbietung keine machen soll; mit denen von Liebe reden will,

die

* Vel ex poëtis, vel ex oratoribus possumus judicare, concinnam, distinctam, ornatam, festivam, sine intermissione, sine reprehensione, sine varietate, quamuis claris sit coloribus picta vel poësis, vel oratio, non posse in delectatione esse diuturna. Cic. de Orat. L. III. p. 477. edit. Elz.

die man beleidigen würde, wenn man es auf eine ernsthafte Art thäte. Man wird in den Poesien des Abts **Chaulieu** verschiedene schöne Briefe von dieser Art finden, die er an die Herzogin von Bouillon geschrieben hat, die aber auch den freyen Charakter ihres Verfassers nicht selten verrathen.

Es giebt eine muntere Art zu reden, die der Freundschaft und Liebe insbesondre eigen ist. Sie kömmt mehr aus dem Innersten des Herzens, als aus dem Ueberflusse des Witzes her. Sie ist nicht so wohl sinnreich, als naif. Man sagt seine wahre Meynung mit einer gewissen Sorglosigkeit, mit einer Offenherzigkeit, die den Wohlstand zu vergessen scheint, und die doch gefällt, weil sie aus einem freudigen und immer zufriedenen Herzen quillt. So redet die muntre **Babet** mit ihrem Liebhaber. Sie liebt ihn im Ernste, und redet doch selten ernsthaft von der Liebe. Alles ist Scherz, und doch Scherz, der aus Zärtlichkeit entspringt. Ihr Charakter ist Freude und Vergnügen, so wie der Charakter des Chaulieu, und ihre Liebe richtet sich nach diesem Charakter. Sie sagt mitten im Lachen ihrem Liebhaber die zärtlichsten Sachen. Sie nimmt sich kleine Freyheiten heraus, welche Mannspersonen unverschämt lassen würden; allein ihr stehen sie wohl. Man muß auch mehr, als einen lesen, wenn man ihre Schreibart schmecken will. Eine Uebersetzung davon findet man in den gesammelten Frauenzimmerbriefen.

Von solchen aufgeweckten Briefen trift man verschiedene gute in den griechischen Briefen des **Alciphrons** und **Aristänets** an; denn alle kann man von einem gewissen sophistischen Witze wohl nicht frey sprechen. Wer diese oft sehr freyen Galanterien im Griechischen nicht

lesen kann, den verweisen wir in Ansehung der Briefe des Alciphrons auf die deutsche Uebesetzung des Herrn Professor Herels. * Ausser dem hat man von beyden eine, obwohl nicht ganz getreue französische Uebersetzung. ** Des Alciphrons Briefe sind zwar darinnen nicht alle übersetzt, sondern nur die galanten gewählt. Es stehen auch in den bremischen Beyträgen, im zweyten Bande, ein paar Uebersetzungen, die man mit Vergnügen lesen wird.

Viele von den scherzhaften Briefen des le Pays im Französischen, und die meisten von denen, die man von Neukirchen in dieser Art hat, fallen zu sehr in das Kurzweilige, in das Grobe, oder auch Frostige, als daß man sie jemanden anpreisen könnte. Man lese folgenden Brief von Neukirchen, wenn man sich einen Ekel vor der unverschämten Art zu scherzen erwecken will.

An Callisten.

Meine Jungfer!

Ich habe schon anderthalb Tage nichts gegessen, und ängste mich so abscheulich, daß ich mir nicht mehr ähnlich sehe. Meine Jungfer wird vielleicht meynen, daß ich es darum thue, weil sie schon zwey Tage mit mir gezürnet. Es ist wohl etwas, aber die größte Schuld hat mein Phi-

* Alphrons Briefe, 3 Bücher, Altenburg 8. 1767.

** Lettres d'Aristenete aux quelles on a ajouté les Lettres choisies d'Alciphron, traduites du Grec, à Londres 1739. Aristänets Briefe sind eher Gemälde und Beschreibungen, als Briefe im gewöhnlichen Verstande. Wer die meisten griechischen Briefe, Briefe von fünf oder sechs und dreyßig verschiednen Verfassern, theils Philosophen, theils Rednern und Lehrern der Redekunst, beysammen sehen will, der findet sie in einer Sammlung in zween Bänden in 4. die Aldus Manutius 1499. zuerst herausgegeben.

Philax, welcher gestern frühe verschieden, und ein so unglückliches Ende genommen, daß die Seele schon vor der Thüre war, als mein Junge mir allererst verkündigte, daß er stürbe. Ich kann nicht sagen, wie ich mich darüber quäle, absonderlich, weil mich alle meine Leute beschuldigen, daß ich an seinem Tode Ursache sey. Der arme Schelm hatte unsers Nachbars Amarelchen gesehen, und besuchte sie etliche Tage nacheinander so oft, daß ich endlich fürchtete, es möchte zu einer wahrhaften Liebe ausschlagen. Weil ich nun aus meinem eignen Exempel wußte, daß nichts schädlicher sey, als dies Feuer, wenn man es nicht bey Zeiten löschet: so wollte ich ihm die Gelegenheit darzu benehmen, und schloß ihn etliche Tage in meine Kammer. Inzwischen unterhielt ich ihn mit guten Speisen, ich schmeichelte ihm mehr als sonsten, und bemühte mich auf allerhand Art, ihn aufzumuntern: Aber dessen allem ungeachtet blieb er betrübt, und rührte sich nicht von der Stelle, wann ich ihn nicht mit Gewalt aufjagte, bis endlich dieser erbärmliche Fall erfolgte, und er sich vor Herzeleyd und Kummer todt gegrämet. Ich weis, daß ihm meine Jungfer sehr wohl gewollt, und darum kann ich mir leicht einbilden, wie sie sich über diese Zeitung geberden wird. Wie? wird sie sagen: Hätte er denn nicht können klüger seyn? Der arme Hund hat es ihm ja genug gewiesen, daß er ohne seine Buhlin nicht länger leben könnte: Warum hat er ihn nicht wieder losgelassen? Ich bekenne es, meine Jungfer, ich habe geirret, und wann ich gewußt hätte, daß ich irrete, so würde es wohl schwerlich geschehen seyn. Allein meine Jungfer weis, daß Sie mich quälet, Sie hat meine Liebe selbst angezündet, und kann leicht schliessen, daß ein Mensch empfindlicher ist, als ein Hund, und daß ihr alle Stunden an mir begegnen kann, was ich an

meinem Philax erlebet. Gleichwohl höret sie nicht auf, mich einzukerkern, und meynet, Sie habe ihre Sache ganz wohl gethan, wenn Sie mich nur mit Worten speiset, da sie mich inzwischen doch durch ihre unerträglichen Gesetze zu Grabe schicket. Ach Calliste! Sie beherrschet mich allzustrenge. Je mehr ich mich bemühe zu thun, was sie befiehlet, je mehr befiehlt sie mir zu thun, was ich nicht kann. Und also ist es unmöglich, ihr zu zeigen, daß ich wahrhaftig sey, wie ich es doch von Herzen bin.

Meine Jungfer,

Dero gehorsamster Knecht ꝛc.

Muß Calliste nicht ein Vergnügen über diese schalkhafte Vergleichung gehabt haben, durch die sie erinnert wird, daß die Liebe ihres Liebhabers gegen sie eben so stark, ja wohl noch stärker ist, als die Liebe seines Hundes gegen Nachbars Amarelchen war? Hätte der Verfasser wohl ein nachtheiliger und schmutziger Bild für sich und seine Schöne wählen können? Es hat sich schon vor Neukirchen ein Autor unter den Deutschen gefunden, der seine Landsleute in Briefen hat wollen scherzen und galant sprechen lehren. Ich meyne den Verfasser der **Neu-Aufgerichteten Liebes-Cammer***, Franziscy. Damit

* Der ganze Titel dieses Buchs heißt: **Neu-Aufgerichtete Liebes-Cammer**, darinn allerhand höflich verliebte Sendschreiben an das löbliche und anmuthige Frauenzimmer, auch andre Personen, abgefaßt und beantwortet sind: voll mancherley Erfindungen so wohl zierlicher Schreibgrüße und andrer Formularn, als vieler seltner Liebesfälle und mehrerer Sachen, so der Jugend nicht nur lustig, sondern auch guten Theils nützlich zu lesen, erbauet durch E. F. 1679.

Damit also die Jugend ermuntert werde, sich dieses lustige und nützliche Buch bekannt zu machen, und ihren Geschmack in scherzhaften und galanten Briefen darnach zu bilden: so will ich ein Exempel daraus hersetzen:

CCI. Brief.

An Clymenen.

Was ein Kuß sey?

Zum höchsten wundert mich, schönste Clymene, daß sie von mir schriftlich verlangt zu wissen, was eigentlich ein Kuß sey: da ich doch vermeyne, es könte ihr diese Wissenschaft mündlich viel bequemer werden beygefügt. Denn dafern sie nur einen einigen aus gewogenem Herzen rührenden mir ertheilte; würde sonder Zweifel die erfolgliche Empfindung ihr genugsamen Unterricht geben, was das Küssen sey und bedeute, und was Sinnenbeliebte Veränderungen daraus entstehen. Weil sie derwegen die geschickteste Meisterin ist, eine solche Frage aufzulösen: möchte ich die Antwort lieber geben, als schreiben, wann es nach meinen Wunsch und Gefallen ergienge. Ich will aber meine Meynung unter ihren Willen demüthigen, und kürzlich ihren gnädigen Befehl verrichten, so gut es immermehr möglich in einer Sache, welche sich besser durch die That, weder mit Worten und Buchstaben erklärt.

Jedoch wisse die Schönste, daß ich solches so bloß, ohne Bedingung einiges Lohns, nicht thun könne; besondern aufs wenigste ein paar Küsse, zur Vergeltung meines Diensts, darüber hoffe; um zu prüfen, ob meine Feder wohl oder übel davon geschrieben.

Der

Der Kuß ist gleichsam das aufgedruckte Siegel eines Lieb- und Treubeflissenen Willens. Ein Pfandschilling künftiger Vereinigung. Die stumme, aber allervernehmlichste Sprache des verliebten Herzens: Ein Geschenke, das man giebt und verliert: Ein Abdruck brünstiger Zuneigung auf einer Korallinenpresse: Ein paar gegeneinander schlagende Feuersteine: Ein Karmesinrothes Wundenpflaster der Liebe: Ein süsser Lippenbis: Ein holdseeliger Munddruck: Eine Speise, die man mit rothen Löffeln zu sich nimmt: Ein Zuckerbrod, das nicht sättiget: Ein Obst so man zugleich pflanzet und abbricht: Die allerschnellste Frage und Antwort zweyer Herzen: der vierte Grad der Liebe.

Befindt Sie diese Beschreibung und Eigenschaften des Kusses nicht richtig: Wohlan, Schönste, so laßt uns eine nach der andern an unsern Lippen fürnehmen und examiniren, und wiederlegt mich durch die Erfahrung, so ichs etwan nicht recht getroffen.

Ihrer Liebe Ergebener

N. N.

Ein Kuß ist ein Abdruck brünstiger Zuneigung auf einer korallinen Presse. Die Lippen sind koralline Pressen, denn sie sehen roth, und lassen sich von der Zuneigung, wie vom Drucker zusammenziehen, und daraus entsteht ein Abdruck, das ist der Kuß. Ein Kuß ist ein Paar gegen einander schlagende Feuersteine. Hört man bey dieser Abbildung nicht die Küsse vernemlich schallen? Und weil die Küsse das Feuer des Herzens vermehren: so sind sie freylich Feuersteine. Das karmesinrothe Wundenpflaster der Liebe, und die Speise, die man mit ro-

then Löffeln zu sich nimmt, verstehet sich von sich selbst. Daß aber der Kuß der vierte Grad der Liebe seyn soll, möchte manchen deswegen nicht gefallen, weil er nicht weiß, was die ersten drey Grade sind, und weil ihm vielleicht die Grade der Tortur dabey einfallen könten; wozu das Vorhergehende, die allerschnellste Frage und Antwort zweyer Herzen, auch etwas beyzutragen scheint.

Muß man nicht glauben, wenn man dergleichen Schriften liest, daß die Ausländer ehedem nicht unrecht gethan haben, wenn sie den deutschen Witz zu einem Sprichworte gemacht? In welcher Sprache hat man, auch in den Zeiten des schlimmsten Geschmacks, so viel ausserordentlich elende und so wenig schöne Werke der Wohlredenheit und Poesie angetroffen, als vielleicht in der Unsrigen? Und wenn werden wir den Schimpf der schlechten Schriften durch den Werth so vieler guten auslöschen können? Ich habe diese Exempel gar nicht angeführt, um darüber zu spotten, denn dazu gehört sehr wenig: sondern um die Jugend zu erschrecken, und ihr sichtbar zu zeigen, in welchen witzigen Unsinn man verfallen, und wie sehr man sein Vaterland verunehren kann, wenn man ohne Geschmack, ohne Regel, ohne die Alten zu kennen, die Feder ansetzt. Die Bitterkeit ist mein Fehler gar nicht; allein ich würde meiner selbst gespottet haben, wenn ich dergleichen Beyspiele ernsthaft hätte beurtheilen wollen.

Unter den deutschen Briefen, aus unsern Zeiten, haben sich die **Freundschaftlichen Briefe** in Ansehung des vertrauten Scherzes, und, in ihrer Art, die **Sendschreiben an gute Freunde**, die in Danzig als ein Wochenblat herausgekommen sind, den meisten Beyfall erworben. In der That muß man sich wundern, warum

rum es in unsrer Sprache noch so sehr an guten Briefen und Romanen fehlt, da man in den übrigen Arten der Beredsamkeit und der Dichtkunst schon glücklich gewesen ist. Sollten denn gute Redner und Poeten nicht auch gute Briefe schreiben können? Sehen wir dieses nicht an Cicero, Plinius, und unter den Neuern am Chaulieu, an Racinen, an Rousseau, an Voltairen, an Popen*, an Schwiften und vielen andern? Sind wir schon zu groß, als daß wir uns bis auf Briefe herunter lassen sollten, oder sind wir zu bequem dazu? Ist unsre Sprache zu starr und unbiegsam, oder schreiben wir mehr Briefe in fremden Sprachen, als in unsrer eigenen? Oder sind wir nur zu derjenigen Beredsamkeit geschickt, welche Mühe und Kunst verlangt? Vielleicht machen es einige von diesen Ursachen, daß wir noch nicht mehr Briefe im guten Geschmacke haben. Vielleicht heben auch geschickte Leute aus Bescheidenheit ihre Briefe nicht auf. Vielleicht ist es auch gefährlich, wahre Briefe herauszugeben, weil man oft der Welt seine Heimlichkeiten verrathen, und ihr durch seine Briefe seinen Charakter entdecken muß. Allein, aller dieser Ursachen ungeachtet, haben doch andere Nationen ihre guten Briefe in ihrer eigenen Sprache; und ich weiß nicht, was die Ausländer, wenn sie

* In seinen galanten Briefen werden vielleicht nicht alle dasjenige finden, was sie von einem so großen Namen erwarten. Wie glücklich hat einer seiner Landsleute das Eigenthümliche der Briefe zu treffen gewußt! Ich rede von dem Verfasser der Clarissa und des Grandison. So verschieden die Charaktere seiner Personen sind, so läßt er doch jede, von der Clarissa an bis auf die Arabella vom Sir Grandison biß zum Ritter Meredith herab, so schreiben, wie diese Personen geschrieben haben würden, wenn sie wirklich existiret hätten; und diese Meisterstücke des Witzes verdienen unter den Briefen eine eben so vorzügliche Stelle, als unter den Romanen.

unsere Sprache lernen, von uns denken sollen, daß wir keine haben; oder was sie von dem Geschmacke eines Landes denken sollen, das für unnatürliche Briefe eingenommen ist. Wie man auf den guten oder bösen Geschmack einer Nation aus den öffentlichen Lustbarkeiten, aus den Schauspielen schließt, die sie liebt: so schließt man vielleicht noch sicherer aus der Schreibart, die sie zu dieser oder jener Zeit in ihren Briefen liebt, auf ihre gezwungene oder ungezwungene, auf ihre gute oder ausschweifende Sitten, und auf die pedantische oder vernünftige Art ihres Umganges. Den guten Geschmack in einem Lande überhaupt, und insonderheit den guten Geschmack in Briefen herzustellen, braucht nicht eine große Anzahl guter Köpfe auf einmal aufzustehen. Nein, etliche wenige, die zu einer leichten und lebhaften Schreibart gebohren sind, werden in kurzer Zeit, ohne alle Regeln, bloß durch ihre Klugheit beynahe alles ausrichten. Sie ziehen durch ihre natürlichen, einfältigen, und oft unnachahmlichen Schönheiten die Leser an sich; sie erwerben sich in kurzem die meisten Stimmen. Man liest sie, weil sie uns gefallen. Man ließ sie wegen der Hochachtung, die sie sich bey andern erworben haben, eben so begierig, als seines eignen Vergnügens wegen. Diejenigen, die nicht gleich das Gute und Feine davon empfinden, schämen sich doch, den Klugen und den Meisten zu wiedersprechen, und treten halb gezwungen auf die Seite des guten Geschmacks. Man ahmet endlich diese Beyspiele nach, und will eben so schön schreiben, wenn man gleich nicht mit gleichem Glücke schreibt. So werden durch wenig gute Beyspiele, die in ihrer Art vortreflich sind, die richtigen Empfindungen des Natürlichen und Feinen in andern erweckt und unterhalten, und der gute Geschmack geht, vom Freunde zum Freunde, vom

Vater zum Sohne, von der vernünftigen Mutter zur Tochter fort, und wird der herrschende Geschmack.

Ein Redner und Poet zu werden, das steht nicht in unsrer Gewalt; aber seine Gedanken von Dingen, die entweder keine Gelehrsamkeit erfodern, oder die uns bekant sind, in einer anständigen und vernünftigen Schreibart vorzutragen, diese Geschicklichkeit können sich alle junge Leute durch eine gewisse Uebung erwerben. Gleichwohl treiben sie die beyden ersten Künste oft lieber fruchtlos, als daß sie sich mit der beschäfftigen sollten, in welcher sie glücklicher seyn könten. Wenige von denen, die studiren, sind genöthiget, öffentliche Redner abzugeben; aber keiner kann die Schreibart der Briefe und die Beredsamkeit des gemeinen Lebens entbehren. Und mich deucht, wenn junge Leute bedenken wollten, daß Briefe wieder unsern Willen Verräther unsers Verstandes, und oft unsers ganzen Charakters sind; daß sie Mittel sind, andern eine gute oder schlechte Meinung von unserer Geschicklichkeit beyzubringen; daß sie Beweise sind, ob es dunkel oder helle, ordentlich oder unordentlich, gesund oder krank in unserm Geiste aussieht, ob wir zu leben wissen oder nicht; daß sie also sehr oft Mittel sind, uns Hochachtung und Liebe zu erwerben, unser Glück zu befördern oder zu hindern: so sollten sie sich mehr Mühe um die Schreibart der Briefe, und da diese, ohne die Kentniß der Sprache, nicht richtig seyn kann, auch mehr Mühe um ihre eigne Sprache geben. Cicero, so groß er war, war doch nicht zu groß, um sich nicht bis zu einem Sprachfehler * mit seiner Kritik herab zu lassen, den

 sein

* -- Sed heus tu, qui κανὼν esse meorum ſcriptorum ſoles, unde illud tam ἄκυρον, *valetudini fideliter inſeruiendo?* unde in iſtum locum *fideliter* venit? cui verbo domicilium eſt proprium in officio -- *Epiſt.* 17. Lib. XVI.

sein Tiro in einem Briefe begangen hatte. Wie sorgfältig bestraft nicht Racine, der Aeltere, seinen Sohn in seinen Briefen, wenn er ein Wort unrecht gebraucht! Es ist ein Vergnügen, wenn man sieht, daß so große Geister über die Richtigkeit ihrer Sprache so gar in Briefen gewacht haben. Gut und richtig schreiben, wenn man sich einmal dazu gewöhnt hat, kostet nicht mehr Mühe, als schlecht schreiben. Schlechte Briefe schreiben, und studirt haben, das macht dem Studiren nicht viel Ehre. Und wenn man auch nichts sucht, als verstanden zu werden: so ists doch gewiß, daß keine Schreibart leichter verstanden wird, als die gute. Man sollte also selbst an die niedrigsten Personen, seines eignen Nutzens wegen, immer noch gut schreiben. Ich will durch alles dieses niemanden, der einmal in dem Besitze einer übeln Schreibart ist, in seinem Rechte stören. Nein, man kann sie haben, und immer noch ein wackerer und brauchbarer Mann seyn. Ich will nur diejenigen jungen Leute, die gütig genug sind, eine Bitte von mir anzuhören, ersuchen, daß sie sich bey Zeiten an eine natürliche und regelmäßige Schreibart in Briefen gewöhnen: daß sie sich ihre Aufsätze im Anfange von guten Freunden und Kennern beurtheilen lassen. Diese Kritiken werden sie aufklären, und sie das Natürliche, das Wohlanständige besser finden lassen, als dicke Bände voll trockner und unbestimmter Regeln.

Briefe

Briefe.

Erster Brief.

An den

Herrn Rittmeister von B****.

Es ist wahr, meine Briefe an Sie enthalten beynahe einerley; immer Versicherungen, daß ich Sie von Herzen liebe, daß ich Sie hoch schätze; immer Danksagungen und gute Wünsche. Aber was kann ich dafür? Liebte ich Sie weniger, und wären Sie nicht so redlich gegen mich gesinnet: so würde ich nicht beständig von Ihnen und von meiner Ergebenheit reden können. So lange Sie also Ihr Herz gegen mich nicht ändern, (und wie könten Sie das?) so stehen Sie beständig in der Gefahr, einerley Briefe von mir zu lesen. Doch was schadets? Können die Verliebten in ihren Briefen, ohne es überdrüßig zu werden, von nichts, als von Liebe, reden: so müßen auch gute Freunde von der Freundschaft reden können, ohne dabey mude zu werden. Mögen doch andere ihre Blätter mit täglichen Neuigkeiten anfüllen, wir wollen sie mit den Empfindungen unsers Herzens anfangen und beschliessen. Es ist für mich eine Sache von der größten Wichtigkeit, Ihr Freund zu seyn, und ich fühle so viel Vergnügen dabey, wenn ichs Ih-

nen sage, daß ichs Ihnen ganz gewiß noch viel hundertmal sagen werde. Leben Sie wohl, und lieben Sie mich.

Zweyter Brief.

Madame!

Freuen Sie sich! Ich bin entsetzlich für meinen Eigensinn bestraft worden. Dasmal auf einer Landkutsche gefahren, und nimmermehr wieder! Sie haben mir dafür, daß ich mich nicht erbitten lassen wollte, noch einen Tag länger bey Ihnen zu bleiben, und die Post zu erwarten, unmöglich so viel Böses wünschen können, als mir auf meiner Rückreise begegnet ist. Ueber sechs Meilen habe ich zween Tage auf der Kutsche und eine Nacht in der Schenke zubringen müssen. Werden Sie das wohl glauben? Den linken Arm trage ich in einer Binde, und ich wäre sehr glücklich, wenn ich den Kopf auch in einer tragen könte; so zerschlagen ist er mir. Ich habe binnen acht Tagen noch nicht ein vernünftiges Wort denken können, und wer weis, ob ichs jemals wieder lerne. Das hätte noch gefehlt! Doch die Beschwerlichkeiten des Fuhrwerks sind immer noch das wenigste, wenn ich an meine Reisegefährten denke. Stellen sie sich einmal vor, wie ich in einem schwer bepackten Wagen nebst drey Personen unter einem blauen Tuche, darunter man hätte ersticken mögen, eingeschlossen sitze. Ich will Ihnen diese Leute auf die Art bekant machen, wie ich sie habe kennen lernen. Ein bejahrter Mann mit einem hagern Gesichte, das völlig ein Dreyeck ausmachte, mit ein Paar kleinen pechschwarzen Augen, mit einer Nase, die ganz über seinen Knebelbart herunter hieng; kurz, ein Mann in einer gelben Parücke, in einem grünen Rocke, in einer ledernen

Weste, mit einem schwarzen Degengehenke umgürtet, die blauen Strümpfe nicht zu vergessen, war mein Nachbar. Ich sahe ihn Anfangs für einen Zahnarzt an, und hielt den Mund fest zu, damit er nicht etwa mitten im Fahren seine Kunst an mir probiren möchte. Indem ich die übrigen Gesichter aufsuchen will: so stößt er mich ziemlich freundschaftlich in die Seite, und präsentirt mir seine beinerne Schnupftobaksdose. Mit Verlaub, fieng er an, wo wollen Sie hin? Ich antwortete ihm kurz, nach Leipzig, und machte ihm eine finstere Mine, weil ich nicht mit ihm reden wollte. Aber je finsterer ich aussahe, destomehr gewann er mich lieb. Ich dachte, fuhr er fort, Sie wollten etwan übermorgen der Execution in Zeiz mit beywohnen. Es soll eine arme Sünderin geköpft werden, und einer von unsern Leuten soll sein Probestück machen. Ich will gerne sehen, wie es ablaufen wird. Er hat mir geschrieben, daß die Delinquentin einen sehr kurzen Hals habe. Je nun, wenn er sich auch nicht daran wagen wollte: so bin ich doch da. Und wenn der Hals in den Schultern steckte; so muß er bey mir auf einen Hieb herunter. Hier fühlte ich wirklich nach meinem Kopfe. Ich zitterte, ich sahe das Stühlchen bringen, ich sahe das Schwerdt unter einem blauen Mantel hervortragen, ich sahe alles. Einer von den beyden übrigen Reisegefährten, der, wie ich am Ende erfuhr, ein Leinweber war, bezeugte unserm ehrwürdigen Manne die meiste Hochachtung, und erkundigte sich sorgfältig bey ihm nach allen Personen, die in diesem Jahrhunderte im Sächsischen waren abgethan worden. Und das war unserm Scharfrichter schon recht. Er erzehlte mit einer henkerischen Beredsamkeit alle Executionen, denen er als eine Hauptperson, oder als College, seit der Zeit seines tragenden Amtes, das hieß, seit fünf und vierzig Jahren

ren beygewohnt hatte, und wünschte nichts mehr, als daß er sein künftiges Jubiläum recht feyerlich, nemlich mit dem Schwerdte in der Hand begehen möchte. Ein kalter Schauer lief mir nach dem andern über den Leib; allein ich konte zu keiner Ohnmacht kommen; denn er weckte mich allemal durch eine Henkergeschichte, die noch schrecklicher als die erste war, wieder auf. Unter diesen freundlichen Gesprächen, wozu noch seine Curen kamen, die er an Menschen und Vieh gethan hätte, waren wir zwo Meilen weit gefahren, und also schon in R=== . Hier stieg unser Scharfrichter ab, und bedauerte sehr, daß er das Vergnügen nicht haben konte, weiter mit uns zu reisen, weil er sich hier wegen seiner Patienten, (es war eine Viehseuche in dem Dorfe) einen Tag lang aufhalten müßte. Nunmehr hohlte ich das erste mal aus freyer Brust Athem, nachdem ich drey Stunden, wie eine Taube, die den Stösser sieht, mich nicht geregt hatte. Ich dankte dem Himmel, und wünschte dem Scharfrichter noch allerhand Böses, als ein junger Mensch, den ich noch wenig bemerkt hatte, aus dem Hintertheile der Kutsche hervorkroch, und des Scharfrichters Platz, der bequemer war, einnahm. Ich sahe ihn für einen jungen Studenten aus J== an, und er ließ mich nicht lange in meiner Ungewißheit. Er hatte gehöret, daß ich nach Leipzig wollte, und mochte mich, meiner verdrießlichen Mine wegen, vermuthlich für einen Schulcollegen halten. Er war eben nicht ungesittet, aber desto gelehrter. Er besuchte nach einem halben akademischen Jahre seinen Herrn Vater zum erstenmale, und wollte vermuthlich an mir die Weisheit versuchen, die er zu Hause ausschütten wollte. Der Leinweber schlug sich Feuer zum Tobak an. Dieses erinnerte meinen jungen Gelehrten an die Elektricität. Er brachte die ganze Sache in ein System,

und

und docirte so gelehrt, daß der Leinweber vor Erstaunen die Pfeife aus dem Munde fallen ließ. Er hielt mein Kopfschütteln, das mir das Stossen des Wagens verursachte, unstreitig für einen Widerspruch. Dieses machte ihn nur hitziger, und seine Augen wurden ganz elektrisch. Er fiel auf den zureichenden Grund, und demonstrirte mir, daß mir die Haare zu Berge stunden. Ich wollte eben aus dem Wagen steigen, als der Leinweber zu ihm sagte: Ich möchte Sie predigen hören, es geht Ihnen vortreflich vom Munde. Ja, sagte er, ich werde die Kanzel bey meinem Vater besteigen. Sind Sie ein Theolog? fieng ich in aller Angst an, ich dachte, Sie legten Sich auf die Philosophie. Nein, rief er, ich räume nur durch die Philosophie in der Theologie auf. Wer nicht demonstriren kann, kann auch keine Bibel erklären, und noch weniger predigen. Mosheim und Jerusalem, das sind Schwätzer; mein Zuhörer muß überzeugt werden=== Hier hätte ich mir beynahe den Scharfrichter wieder zurück gewünscht; denn so lange dieser da gewesen war, hatte unser Demonstrant kein Wörtgen geredet. Ich fragte ihn endlich aus Bosheit, ob er auch ein Poet wäre. Er versicherte mich, daß er es schon auf der Schule weit in der Poesie gebracht hätte, itzt aber käme ihm ein Poet wie ein Seiltänzer vor. Er schalt auf den Herrn von Hagedorn, und von meinen Versen sagte er, daß kein Judicium darinnen wäre. Lob genug! Zu meinem Glück konte er das Fahren nicht länger vertragen. Er stieg ab, und der Leinweber gieng aus Dankbarkeit mit unserm Kunstrichter etliche Stunden zu Fusse. Auf einen so glücklichen Tag solte eine noch glücklichere Nacht folgen. Unser Kutscher kehrte in einem Dorfe ein. Der Wirth von der Schenke war mit seiner Frau auf eine Hochzeit gereiset, und hatte die Herrschaft seinem Sohne, einem

Lümmel von fünfzehn Jahren, überlassen. Sie können leicht denken, daß nichts zu essen da war; aber das verschlug mir nichts. Der Hunger vergieng mir, so bald ich in die Stube trat. Ich wünschte mir nichts, als gut Wasser. Man brachte mir ein Glas, und in dem Glase zugleich alle Gattungen von Gewürme, die in dieser Gegend seyn mochten. Ich fragte, ob ich keine Stube oder Kammer mit einem Bette bekommen könte, und versprach, es doppelt zu bezahlen. Aber vergebens! der junge Laffe antwortete mir, daß sie ihre Kammern selber brauchten, und in den meisten Obst liegen hätten. Ich klagte meine Noth dem Fuhrmanne; dieser brachte es so weit, das die Streu um neun Uhr zurechte gemacht wurde. Ich war krank und konte nicht länger aufdauern. Kaum hatte ich mich auf das Stroh geworfen, und den Fuhrmann gebeten, sich neben mich zu legen, damit ich vor dem Gelehrten sicher seyn möchte, als man die Tische aus der Stube schaffte. Hierüber wurden alle die jungen Hüner, Gänse, Schweine und was zeither unter dem Ofen geschlafen hatte, lebendig, und besuchten mich, eins um das andere, auf meinem Lager. Gleich darauf kamen vier bis fünf Mägde mit Körben, und schütteten Hopfen in die Stube. Was soll denn das werden? fieng mein Fuhrmann, der schon bey mir lag, an = = Wir wollen Hopfen lesen, rief des Wirths Sohn, ich habe jung Volk aus dem Dorfe dazu gebeten, damit wir bald fertig werden. Ach Madame, wie ward mir bey dieser Anstalt zu Muthe! Bis um zwölf Uhr mußte ich das Lärmen und den Witz einer Stube voll verliebter Knechte und Mägde anhören. Mein Fuhrmann, den ich in der Angst umarmte, und ihm alles versprach, und ihn zu meinem Erben einsetzte, so krank war ich, fieng an zu schmählen, und zwar ziemlich nachdrücklich. Er redete

mit des Wirths Sohne von der Peitsche. Aber was war es? Eine verbuhlte Magd kam, und kützelte ihn auf der Streu, und brachte es mit ihren Liebkosungen dahin, daß er aufstund und selbst mit schekerte. Nun war ich ohne Trost. Der Hopfen war gelesen, die Stube ward ausgekehrt, und itzt nahm der junge Wirth seine Geige von der Wand, und spielte sein Leibstückchen. Der Großknecht nahm die Großmagd bey der Hand, und eröfnete den Ball. Ich hätte vor Stäub ersticken müssen, wenn ich länger liegen geblieben wäre. Ich bat des Wirths Tochter, ein Mädchen, das zu stolz war, mit zu tanzen, sehr demüthig, daß sie mir eine Kammer einräumen sollte. Kurz, ich bewegte sie, daß sie mich in ihre eigene führte, und mir auch ein Nachtlicht gab. Ich warf mich auf das Bette, von dem Hopfengeruche, und dem Staube, und der Musik ganz betrunken. Ehe ich so glücklich war, ein Auge zuzuthun, liefen ein paar Mäuse schrecklich über mich weg. Ich, der ich vor diesen Thieren natürlicher Weise zittere, sprang aus meinem Bette, setzte einen Stuhl auf den Tisch, und mich auf den Stuhl, und so blieb ich sitzen, bis ich hörte, daß der Fuhrmann die Pferde fütterte. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Ihnen alles auf einmal erzehlen wollte. Vergeben Sie mir, daß ich ihnen schon so viel erzehlt habe. Wer redet nicht gern von seinen ausgestandenen Unglücksfällen? Ich küsse Ihnen die Hand für alle die Freundschaft, die Sie mir acht Tage lang in Ihrem Hause erwiesen haben, und thue ein Gelübde, lieber ein Vierteljahr länger an einem Orte zu bleiben, als mit einer Landkutsche zu fahren. Ich bin rc.

Dritter Brief.

An den

Herrn von P***.

Was machen Sie? Was macht ihre liebe Gemahlin? Doch kann ich mir diese Frage nicht selber beantworten?

Ihr liebt, und schmeckt das Glück der Zärtlichkeit,
In aller der Vollkommenheit,
In welcher aus der goldnen Zeit
Ihr Bild der Welt zurück geblieben;
In aller der Vollkommenheit,
In welcher in der alten Zeit
Uns die Ovide lehrten lieben;
In aller der Vollkommenheit,
In welcher in der neuern Zeit.
Die Fontenellen sie beschrieben.

Können Sie an der Seite einer so liebenswürdigen Gemahlin wohl anders, als zufrieden, leben? Ich sehe sie den Augenblick zu Ihnen in das Zimmer treten.

Sie kömmt, geführt von Unschuld und Vergnügen,
Gefälligkeit und Sehnsucht blickt aus ihr,
Und Liebe herrscht in allen ihren Zügen;
Sie sieht sich um. Nach wem? nach Dir!
Ihr Auge spricht. O laß michs wagen,
Und was ihr Auge sprach, mit meinen Worten sagen!
„ O P = = = mein ganzes Herz ist Dein,
„ Nie kann mich Deine Wahl, nie Dich die meine reun;
„ Nein, jeder Tag muß Zeuge seyn,
„ Daß keine wahre Freud uns fehlet,
„ Seit unsre Herzen sich gewählet,

„ Und

„ Und der beglückten Wahl sich freun.
„ Ein jeder Blick muß Zeuge seyn,
„ Daß wir stets zärtlicher empfinden,
„ Daß wir stets fester uns verbinden,
„ Und jeden Augenblick bereun,
„ Den wir nicht ganz der Liebe weihn,
„ Ein jedes Wort muß Zeuge seyn,
„ Daß wir uns selbst die Freuden geben,
„ Die alle Stunden sich verneun;
„ Daß uns vergebens Sorgen dräun,
„ Daß wir von keinem Unfall beben,
„ Und daß, so lange wir nur leben,
„ Uns alle Tag ein Fest der Liebe prophezeihn.
„ Ein jeder Kuß muß Zeuge seyn,
„ Daß wir kein größer Glücke wissen,
„ Als uns Zeit Lebens zu geniessen,
„ Als uns zu sehn, zu sprechen und zu küssen.

Ich denke noch mit einer Art der Entzückung an die vergnügten Augenblicke, die ich in Ihrer Gesellschaft und an der Seite Ihrer vortreflichen Gemahlin zugebracht habe. Ich sehe noch jede kleine Mine, mit der sie einander liebkosen, und einander tausend schöne Dinge sagen. Ich höre noch alle die aufrichtigen Lobsprüche, mit denen Sie mir Ihre Gemahlin beschrieben. Ich sehe noch die Röthe und die niedergeschlagnen Augen, die ihr diese Lobsprüche abnöthigten. Ich höre sie noch bitten, daß Sie sie nicht loben sollten, und jedes Wort überzeugt mich noch, daß sie es verdient. Warum kann ich denn nicht oft um Sie beyde seyn, und an Ihrem Beyspiele die Stärke der Liebe, der Eintracht und der Klugheit kennen lernen, wodurch Sie Ihre Zufriedenheit verdienen, indem Sie sie befördern, und wodurch Sie mich, als einen Zuschauer, allemal auf ganze Tage ruhig und glücklich machen würden! Ja, liebster P=== wenn es bey mir stünde, ich käme noch heute zu Ihnen,

und in langer Zeit nicht von Ihrer Seite. Doch, es soll mir so gut nicht werden. Ich muß mit der Hoffnung zufrieden seyn, Sie mit dem Ende des Jahres erst wieder zu sehen. Aber werde ich denn binnen dieser Zeit nicht wenigstens einen Brief von Ihnen erhalten? Nicht einen? Das wäre zu viel! Wenden Sie nur einige Augenblicke von denen, die Sie Ihrer Gemahlin nicht schenken können, dazu an. Schreiben Sie mir nur, daß Sie beyde noch nach meinem Wunsche leben; daß Sie den Neid eben so besiegen, wie das Glück; daß Sie mein Freund sind: so will ich zehn Briefe dafür schreiben, ohne eine Antwort zu begehren. Leben Sie wohl!

Vierter Brief.

An eben denselben.

Hochwohlgebohrner Herr!

Ihre Frau Schwester, die mir den Tod Ihrer liebenswürdigen Gemahlin gemeldet hat, und die für Ihre Ruhe nur gar zu zärtlich besorgt ist, hat mir befohlen, ein Trostgedicht an sie aufzusetzen. Wollte Gott, daß dieses das Mittel wäre, Sie zu beruhigen! Aber es ist es gewiß nicht, und ich bin von der Größe Ihres Verlusts zu sehr überzeugt, als daß ich sie aufrichtig sollte trösten können, und Sie sind zu betrübt, als daß Sie meinen Trost anhören sollten.

Was soll ich, Dich zu trösten, sagen?
Du klagst, und ich will mit Dir klagen,
Dis ist der beste Trost für Dich.
Du weinest aus gekränktem Herzen.

Ja weine! Sie verdient die Schmerzen,
Und ihr Verlust erweicht auch mich.
Wer wird nun Deine Ruhe lieben?
Mit Dir sich in der Tugend üben?
Mit Dir sich eines Glücks erfreun?
Mit Dir die Last der Sorgen theilen?
Dir, wo Du gehst, entgegen eilen?
Dir Freundschaft, Welt und Wollust seyn?

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Nein ich will Ihre Thränen nicht hindern; sie sind Liebe, sie sind die zärtlichste Liebe, sie sind die sichersten Beweise von dem Werthe Ihrer seeligen Gemahlin, und Sie wären ihrer nicht würdig gewesen, wenn Sie sie weniger beklagen könten. Bedaurenswürdiger Freund! Wie bald haben Sie aufgehört, der glücklichste Ehemann zu seyn! In dem ersten Jahre Ihrer Ehe verlieren Sie eine Gemahlin, die noch nicht das neunzehnte Ihres Lebens vollendet hat, die Sie unaussprechlich liebte, die das edelste Herz besaß; ein Herz zur Ehre der Tugend und zum Glücke der Welt geschaffen! Sie verlieren sie, nachdem Sie Ihnen einen Sohn geschenkt hat. Mein ganzes Herz weigert sich, eine Person, der ich das längste Leben versprochen und gewünscht habe, die ich noch vor wenig Wochen in der Blüte der Gesundheit, mit allem Reize der Schönheit und Anmuth geschmückt, gesehen habe, von der mich jedes Wort entzückt, und zum stillen Verehrer ihres Geistes gemacht hat; Ja, betrübter Freund, mein ganzes Herz weigert sich, diese Person sich itzt im Sarge vorzustellen. Der Abschied Ihrer Gemahlin, den mir Ihre Frau Schwester überschrieben, hat mich tausend Thränen gekostet: „Also muß ich sie verlassen? O
„Gott warum habe ich Sie kennen, warum habe ich
„Sie lieben müssen? Sie, Sie machen mir mein Ende
„schwer, sonst nichts in der Welt ‥ Kann ich Sie
„denn nicht noch ein Jahr besitzen? Doch, Herr, nicht

„ mein Wille, sondern der Deinige geschehe! --- Verlassen Sie mich. Ich liebe Sie, ich sterbe. „ Ich habe Ihnen die Worte der Seeligen mit Fleiß hergesetzet. Es ist die gröste Betrübniß für Sie darinnen; aber auch sehr viel Trost. „ Verlassen Sie mich. Ich liebe Sie--- ich sterbe. „ Weinen Sie, liebster Freund, ich weine zugleich. Opfern Sie Ihrer Geliebten die treusten Klagen. Nur diejenigen, die weder den Werth der Freundschaft, noch der Liebe kennen, sehen eine gerechte Wehmuth für Weichlichkeit an, und schämen sich der Thränen, die der Natur zur Ehre fließen. Klagen Sie; aber hören Sie auch eine Bitte von mir an, und hängen Sie Ihrer Wehmuth nicht zu zärtlich nach. Es ist unmöglich, den ersten Regungen zu widerstehen. Es gehört eine gewisse Zeit dazu, ehe sich die Heftigkeit unsrer Empfindungen setzt; aber ich weiß, daß Sie dieser Zeit durch die Vorstellungen der Weisheit und Religion zuvor kommen werden.

Denn, Freund, wem ist der Menschen Leben?
Der nimmt es, der es uns gegeben.
Verehre standhaft seinen Rath!
Auch da, wenn uns der Herr betrübet,
Ist er der Gott noch, der uns liebet,
Und der nach seiner Weisheit that.

Dis ist der einzige Trost, den andre, und wir selbst, uns geben können. Ich bedaure Sie von Grund meiner Seele, und bin ꝛc.

Fünfter Brief.

An den

Herrn von E****.

Halb ist es Rache, daß ich Ihnen so spät antworte, und halb Beschäftigung. Rache? werden Sie sagen;

sagen; Ist nicht mein langes Stillschweigen durch eine Menge verdrießlicher und trauriger Zufälle entschuldigt genug? Nein, mein lieber Herr von E====. Sie mußten doch Ihre Noth jemand klagen, warum haben Sie mich nicht dazu erwehlt? Warum haben Sie mir nicht das traurige Vergnügen gemacht, mit Ihnen zu fühlen, indem ich Sie aufgerichtet hätte? Ich weiß Ihnen für diese Bescheidenheit, oder Zärtlichkeit in der Freundschaft, keinen Dank. Ich will Ihren Kummer so wohl wissen, als Ihr Vergnügen, und in beyden Fällen fühlen, daß ich Sie liebe. Ihr trauriger Periode ist nunmehr vorbey. Was soll ich Ihnen nun sagen? Daß ichs von Herzen gern höre? Das sagen Ihnen alle Leute, die gar nicht Ihre Freunde sind. Aber, wenn Sie mir geschrieben hätten, da Sie noch in voller Empfindung waren: so hätte ich Ihnen auch in voller Empfindung antworten können. Der Himmel gebe Ihnen recht viel glückliche Tage! Ich bitte darum, und hoffe es gewiß. Die Art, mit der Sie die Unfälle ertragen, ist ein sicheres Verdienst zum Glücke. Melden Sie mir bald, wie Sie leben. Ich liebe Sie mehr, als ich Ihnen sagen kann, und bin ꝛc.

Sechster Brief.

Gnädiges Fräulein!

Wie vortheilhaft haben Sie in einem Briefe an Ihre Freundin von meinem Charakter geurtheilet, und wie glücklich würde ich seyn, wenn ich diese Ehre verdiente! Aber nein, ich sage es Ihnen aufrichtig, ich verdiene sie nicht; und dennoch wünschte ich, daß Sie

diese Aufrichtigkeit bewegen möchte, Ihren Ausspruch nicht wieder zurück zu nehmen; so sehr gefalle ich mir bey Ihrem Lobe. Dieses ist eine Eitelkeit, über die ich bey andern spotten würde, und mir vergebe ich sie sehr gern, weil Sie mich dazu verleitet haben, und weil ich weiß, daß ich bey dem Lobspruche von hundert andern Fräuleins sehr gleichgültig geblieben seyn würde. Ich danke Ihnen also, Gnädiges Fräulein, für Ihre gütige Meynung mit einer gewissen edlen Empfindung, zu der man allein fähig ist, wenn man von Ihnen gelobt worden. Sie haben in eben diesem Briefe an Ihre Freundin, gewünscht, reich zu seyn, um mir jährlich eine Pension aussetzen zu können, und ich versichre Sie, daß mich dieser Wunsch mehr vergnügt hat, als mich vielleicht eine Pension von einem großen Herrn vergnügen würde. Ich traue Ihnen, mein Fräulein, nicht allein die Großmuth zu, andre ohne ihr Bitten glücklich zu machen, sondern auch diese, ohne sie es wissen zu lassen, wem sie ihr Glück zu verdanken haben. Dieses können nur die edelsten Herzen. Aber, Gnädiges Fräulein, wenn es bey mir stünde, so würde ich mir, wenn Sie einmal vermählt seyn sollten, mehr wünschen, als eine Pension. Ich erinnere mich, daß La Fontaine in dem Hause der geistreichen Marquisin de la Sabliere zwanzig Jahre seinen Aufenthalt, und an ihr eine großmüthige Beschützerin und Freundin gehabt hat. Würden Sie nicht de la Sabliere gegen mich seyn, wenn ich La Fontaine wäre? Ganz gewiß. Warum paßt doch die Vergleichung nicht so wohl auf mich, als auf Sie? Warum bin ich doch nicht ein La Fontaine so wohl, als --? Doch Sie würden böse werden, wenn ich den Gedanken fortsetzte, und eben so wenig darf ich Ihnen sagen, wie viel Leipzig in den Augen Ihrer liebenswürdigen Freundin, und in meinen

nen Augen verlohren hat, seit dem Sie nicht mehr hier sind; wie Sie beynahe der einzige Inhalt unsrer Gespräche sind, und wie beredt wir werden, wenn wir von Ihnen reden, und Ihnen alles das Glück wünschen können, das Ihre Eigenschaften verdienen; alles dieses darf ich Ihnen nicht wohl selbst sagen. Ich schließe also, und verbleibe mit der größten Ehrerbietung rc.

Siebenter Brief.

An eben dieselbe.

Gnädiges Fräulein!

Die Freyheit, die ich mir genommen habe, an Sie zu schreiben, würde Ihnen bald zur Last, oder doch zu einer Arbeit werden, wenn Sie jeden von meinen Briefen so sorgfältig und so schön beantworten wollten, wie den ersten. Ich bitte Sie also, mir nur selten, oder nur in paar Zeilen zu antworten, und aus dieser Bitte zu schließen, daß ich lieber das größte Vergnügen entbehren, als Ihnen die geringste Mühe machen will. Diese Bescheidenheit ist eine nothwendige Tugend, wenn man so viel Hochachtung für eine Person hat, als ich für Sie, Gnädiges Fräulein, habe. Aber warum haben Sie es Ihrer Freundin so hart verwiesen, daß sie Ihnen etwas von dem Beyfalle gemeldet, mit dem ich von Ihrer Schreibart gesprochen habe? Sie liebt Sie viel zu sehr, als daß ihr auch das geringste Lob, das man Ihnen beylegt, gleichgültig seyn sollte; und sie versteht sich viel zu gut auf die Sprache der Ueberzeugung, als daß sie nicht aus meinen Wor-

ten, und aus dem Tone selbst, mit dem ich sie ausgesprochen habe, hätte schließen sollen, daß mein Lob keine Schmeicheley wäre. Sie kennen überhaupt die Vorzüge, die Sie vor vielen Personen Ihres Geschlechts haben, zu wenig; und eben dieses Verdienst muß Ihnen die Hochachtung der Welt nur destomehr erwerben, und andre nöthigen, Ihnen die Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, die Sie sich selbst versagen. Wer so lebhaft und richtig denkt, wie Sie, mein Fräulein, der schreibt allemal schön, und um desto schöner, je weniger er daran denkt, schön zu schreiben. Man lobt die natürliche Freyheit in den Briefen der Madame Sevigne, ungeachtet der kleinen Fehler im Ausdrucke; und selbst ihre Nachlässigkeiten sind noch liebenswürdig. Es ist ganz gewiß, gnädiges Fräulein, daß uns Ihr Geschlecht in den Briefen übertrifft, und Sie werden in kurzer Zeit ein neuer Beweis davon seyn. Vergeben Sie mir diesen pedantischen Ausspruch wegen seiner Aufrichtigkeit. Man kann immer noch im Stande seyn, richtig zu urtheilen, wenn man gleich selbst nicht gut schreibt. Beehren Sie mich ferner mit Ihrem gnädigen Andenken, und glauben Sie, daß ichs zu schätzen weiß. Ich habe die Ehre Zeitlebens zu seyn ꝛc.

Achter Brief.

Madame!

Sie sind die beste Frau von der Welt, und ich bin Ihr bester Freund; dabey bleibe ich. Gewiß, Sie verdienen, (lassen Sie diese Zeile Ihren Mann nicht lesen!) Sie verdienen einen noch bessern und vornehmern

Mann

Mann, als Ihr C== ist. Dennoch darf Sie dieses nicht abhalten, ihn ferner zu lieben; alle Leute können unmöglich so viele Verdienste haben, als Sie und === darf ichs sagen? als Sie und ich. Aber wie leben Sie denn in Q===? Ist mein Gedichte auf ihre Hochzeit immer noch eine Fabel? Hört ihr Mann=== Geben Sie wohl Achtung! Ich will den Homer nachahmen, und eine so seltene Begebenheit verdient es ja wohl! === Hört Ihr Mann den süssen Namen, Vater, noch nicht? Ja, liebe Freundin, wenn Sie mir noch im alten Jahre einen Gevatterbrief geschickt hätten: so wäre mein Pathe (denn mit einem Sohne müssen Sie die Welt beschenken,) durch mich reich geworden. Ich bekam um diese Zeit ein Geschenke von fünfzig Ducaten für eine kleine Bemühung. Ich wußte in der Eil nicht, wozu ich das Geld anlegen sollte. Bald wollte ich mir ein Haus, bald einen Lustgarten, bald ein Rittergut, endlich gar eine liebe Frau kaufen; und wenn Sie damals gleich einen Gevatterbrief an mich erdichtet hätten: so hätte ich meinem Pathen alle diese Ducaten eingebunden. Es waren lauter rare Stücke mit doppelten Herzen, mit Cometen, mit gehörnten Siegfrieden und dergleichen. === Ich soll sie aufheben; wollen Sie mir sagen? Nein, meine gute Charlotte, nunmehr ist es zu spät. Ich besann mich den lezten Tag im Jahre noch, daß ich etliche Kleinigkeiten für Bücher zu bezahlen hätte, und dazu habe ich das Geld angewandt. Warten Sie also lieber bis wieder auf eine solche Begebenheit; denn itzt könte ich meinem Pathen fast mit nichts, als mit meinem Gebete und mit meinem Seegen dienen, in der Sprache der Bethschwester zu reden. === Ich habe gehört, daß Ihr Mann guten Ungarischen Wein, seinem Stande gemäß, im Keller haben soll. Sagen Sie ihm doch, daß er sich mit

einem Antheil sehr beliebt bey mir machen, und zugleich, als mein ehemaliger Respondent, das Präsidium bey mir dadurch abtragen könte. Ich denke überhaupt, ich werde bald zu Ihnen kommen; denn ich möchte Sie gar zu gern einmal sehen und küssen. Es sind freylich sechzehn Meilen, es ist auch schlechter Weg, es ist kalt; aber alles dieses wird mich nicht abhalten. Das menschliche Leben ist kurz, ich will reisen, und Sie noch einmal sprechen, und Ihnen ganze Wochen lang sagen, wie viel ich Ihnen Gutes gönne, und wie sehr ich stets gewesen bin, und noch bin ꝛc.

Neunter Brief.

Madame!

Das Landleben muß doch nicht für alles helfen. Ich bin seit vierzehn Tagen ein rechter Heavtontimorumenos. Lassen Sie mich immer ein Wort brauchen, das Sie nicht verstehen, und das ich Ihnen vielleicht selbst nicht recht erklären kann. Es schickt sich dem Klange nach gar zu gut zu meinem Charakter. Lesen Sie nur das Wort noch einmal. Es hat so was schwerfälliges und verdrießliches bey sich, daß ichs nicht für vieles Geld gegen ein anders vertauschen würde. Ganz gewiß muß es einen unzufriedenen und mürrischen Menschen bedeuten, mein Herz sagt mirs; und wenn es auch was anders bedeuten sollte: so will ich doch durchaus, daß es einen Unzufriedenen bedeuten soll. Der bin ich, Madame! Ein vollkommener Heavtontimorumenos bin ich seit vierzehn Tagen. Aber warum! Weil ichs bin; weiter weis ich Ihnen nichts zu sagen. Ich bin viel zu ver-

verdrießlich, als daß ich nachsinnen sollte, woher mein Verdruß käme; und wie könte ich auch ungestört verdrießlich seyn, wenn ich lange nachsinnen wollte? Ich habe die schönste Gegend vor mir, und ich nehme mich sehr in Acht, daß sie mich nicht rührt. Ich sehe sie an, und denke nicht auf das, was ich sehe, sondern daran, daß ich nicht zufrieden bin. Ich habe gute Bücher um mich herum liegen. Ich möchte dieses, ich möchte jenes lesen, ich möchte sie alle lesen. Ich berathschlage, welches ich lesen will, und nach langen Berathschlagungen nehme ich ein anders, als ich gewählt habe. Ich lese, und fühle nichts, und werfe es weg. Ganz gewiß sind meine Bücher zu lichte für mich. Die Gedanken sollten dunkel, die Sprache sollte ängstlich seyn; dann würde ich lesen. Sagen Sie mir nur, Madame, ob ich etwan krank bin? Wenn es doch der Himmel wollte! Denn, wenn ich nicht krank seyn sollte: so müßte ich beynahe närrisch seyn, und das mag ich doch, ungeachtet meines Hasses gegen mich selbst, nicht seyn. In den ersten Wochen konte ich mich an den mannigfaltigen Scenen dieser Gegend nicht satt sehen. Ich flog von der Stube, um im Freyen, durch Berg und Thal, durch Fluren und Gebüsche, zu irren; und wenn ich müde war, die Gemälde der Natur zu sehen; so ruhete ich in den vortrefflichen Bildergallerien des Herrn des Dorfs aus. Itzt komme ich nicht weiter, als von dem Pfarrhause auf den Kirchhof. Ich besehe die Leichensteine, die hölzernen Kreuze, und ruhe nicht, bis ich einen halb verloschenen Namen heraus gebracht habe. Wenn ich auf den Denkmalen die Worte finde, er starb alt und Lebenssatt: so bewegt sich mein ganzes Herz. Ich fühle es alsdenn recht eigentlich, daß ich des Lebens müde bin; aber vielleicht in keinem bessern Verstande, als ich es einmal in

meinem siebenten oder achten Jahre war. Ich weiß nicht, was mir für ein kindischer Wunsch damals fehl geschlagen seyn möchte. Genug, ich warf mich unter einen Baum im Garten, und bat den Tod recht inständig, daß er mich gen Himmel holen sollte; so verhaßt war mir die Welt. Kurz, Madame, wenn mir der Pfarrer den Kirchhof verschliessen läßt: so weiß ich vor Angst nicht mehr, was ich anfangen soll. **Aber warum kommen Sie nicht wieder in die Stadt, wenn Sie auf dem Lande so unzufrieden sind?** Das weiß ich auch nicht, Madame. Ich glaube und warte darauf, daß Sie mich bitten sollen. Und wenn Sie mich bitten werden: so werden Sie mich nach meinen Gedanken nicht inständig, nicht herzlich genug gebeten haben, und da werde ich wieder aus Rache nicht zurück reisen wollen. Itzt läßt mir mein Wirth die Scheere und das Federmesser sehr höflich abfodern. Merken Sie diese List nicht? = = Aber wer hat denn gesagt, daß ich schwermüthig bin? Nein, unzufrieden bin ich nur, nicht bey mir selber, dis ist es alles, und deswegen läßt man mir das Federmesser abfordern? Sagen Sies auf ihr Gewissen, meine Freundin, können Sie aus meinem ganzen Briefe etwas anders schließen als daß ich mürrisch bin, daß ich selbst nicht weiß, was ich will, und wenn es hoch kömmt, daß ich hypochondrisch bin. Gut, ich bin es für mich, was kann denn das meinem Wirth verschlagen? Man läßt ja einem jeden das Recht, lustig zu seyn, und mir will man die traurige Freyheit nehmen, niedergeschlagen zu seyn? Das ist artig! Sie sind tausendmal billiger, Madame, Sie wehren mirs nicht. Sie lassen sich vielmehr meine Unzufriedenheit klagen. Dieses sehe ich als die gröste Wohlthat an, und küsse Ihnen die Hand dafür, und bin zeitlebens dafür Ihr rc.

Zehn=

Zehnter Brief.

Hochzuehrender Herr!

Ich danke Ihnen ergebenst, daß Sie mich mit dem jungen Herrn L=== haben bekant machen wollen. Er ist aller meiner Frenndschaft und Liebe werth, und seine persönlichen Eigenschaften würden mir schon die Pflicht auflegen, ihm nach meinem Vermögen zu dienen, wenn er auch des niedrigsten Mannes Sohn wäre, und ohne Ihre Empfehlung meine Bekantschaft gesucht hätte. Um destomehr werde ichs thun, da mich die Freundschaft gegen Sie, und die Hochachtung gegen seinen Herrn Vater dazu verbinden. Gesetzt, daß er auch von meinem Umgange keinen andern Vortheil hat, als daß ich ihn vor den Fehlern warne, die ich im Studiren entweder selbst begangen habe, oder wohl noch begehe: so wird er doch mit meiner Aufrichtigkeit zufrieden seyn können. Gelehrt werden ihn schon andre Leute und sein eigner Fleiß machen. Ich erfreue mich, daß er bey seinen wenigen Jahren schon so viel gelesen hat; noch weit mehr erfreue ich mich, daß er Genie hat. Von beyden läßt sich alles hoffen. Leben Sie wohl, und schicken Sie mir bald wieder einen so geschickten Jüngling.

Eilfter Brief.

An den Herrn von H==g.

Sie mögen seyn, wo Sie wollen, Sie sind nirgends sicher vor meinen Briefen. Ich habe mir so fest vor-

vorgenommen, Sie von Zeit zu Zeit an mich und an die Hochachtung, die ich Ihnen vor andern schuldig bin, zu erinnern, daß ich Briefe über Briefe schreiben werde. Sie haben mir einmal die Erlaubniß dazu gegeben; und was das schlimmste ist, so finde ich oft eine so große Wollust im Briefschreiben, daß ich nicht eher aufhören kann, bis der Bogen beschrieben ist. Aber zum erstenmale will ich Sie nicht so sehr erschrecken. Ich habe mit Fleiß nur einen halben Bogen genommen, damit ich nicht in meinen gewöhnlichen Fehler verfalle. Es ist Zeit genug, Sie mit laugen Briefen zu bestrafen, wenn Sie mir auf die kurzen nicht antworten. Und o wenn ich nur nicht fürchten dürfte, daß ich mich auf diese Art noch vielmal würde satt schreiben können! In Wahrheit, mein lieber Herr von H = =, es ist mein größtes Verlangen, eine Nachricht, nur eine kleine Nachricht von Ihren Umständen zu haben. Ich wünsche Ihnen die größte Zufriedenheit, und deßwegen möchte ich gerne hören, daß Sie zufrieden lebten; und zwar von niemanden lieber, als von Ihnen selbst Sagen Sie mir dieses, und zugleich, daß Sie noch mein Freund und Gönner sind: so will ich Ihnen wieder meine Neigung versprechen, Sie länger, als einen Monat, nicht wieder mit einem Briefe zu überfallen. Es wird meinem Herzen zwar schwer werden; aber dennoch will ich mein Wort halten. Ich bin ꝛc.

Zwölfter Brief.

An den Herrn Sekretär K.

Ich bin Ihnen eine Antwort schuldig; allein wenn ich Ihnen auch keine schuldig wäre: so würde ich doch

doch an Sie schreiben, und Ihnen sagen, wie sehr ich Ihr Freund bin, und wie sehr ich wünsche, daß es Ihnen an allen Orten der Welt wohlgehen mag. Freylich wünsche ich auch, daß Sie noch bey mir seyn möchten; und wenn sich Ihr Glück mit diesem Wunsche vertrüge, so würde ich ihn noch öfter thun. Ich bin indessen froh, daß Friede ist, oder daß wenigstens die Leute vom Frieden reden, weil ich auf diese Art Sie am ersten wieder in Sachsen zu sehen hoffe. Schreiben Sie ja oft an mich, sonst werde ich sehr finster aussehen, wenn Sie wieder kommen. Ich habe Ihren letzten Brief der Madame S== vorgelesen, und sie war böse, daß er so kurz war. Wie gefällt Ihnen dieser Lobspruch, zu dem ich in ihrem Namen noch ein Compliment hinzuzusetzen habe? Was macht denn der Herr Major G==? Sagen Sie ihm nebst tausend freundschaftlichen Grüssen recht viel verbindliches von mir, und leben Sie wohl mit ihm, recht wohl!

Dreyzehnter Brief.

An drey Schwestern.

Ich begehe eine Freyheit, die sehr neu ist. Wer hat wohl jemals an drey Frauenzimmer zugleich geschrieben, ohne sie zu kennen, ohne sie gesehen zu haben, und ohne ihre Namen zu wissen? Hören Sie mir unbeschwert zu, meine drey unbekanten Schönen, (wofern anders dieser Brief in Ihre Hände kommen sollte,) wie mirs gehet. Heute kömmt Herr L== zu mir, und zeigt mir einige Briefe von Ihnen, in denen Sie so gütig gewesen sind, mich grüssen zu lassen, und meine Schriften mit

Ihrem

Ihrem Beyfalle zu beehren. Ich müßte gar keine Neugierigkeit besitzen, oder, den Lobspruch eines Frauenzimmers zu fühlen, gar nicht im Stande seyn, wenn ich mich nicht nach Ihrem Namen hätte erkundigen sollen. Ich that es; aber mein Freund war so boshaft und so eigennützig, daß er mir nicht darauf antwortete. „Ob „sie die Namen wissen oder nicht, fieng er trotzig an; „genug, es sind drey angenehme und kluge Frauenzim„mer, drey liebe Schwestern, die den Geschmack und „ihre verführerischen Schriften lieben. Das ist alles, „was ich ihnen sagen kann. Sie wohnen in G=. Se„hen sie, hier steht es; aber mehr erfahren sie nicht, „und wenn sie auch vor Neugierigkeit alle Krankheiten „auf einmal bekommen sollten.„ Dieses unbescheidene Compliment beleidigte mich um desto mehr, da mein Herz von dem Lobspruche, den Sie mir ertheilet, noch ganz stolz war. Dennoch verbarg ich meinen Unwillen mit einer gewissen lächelnden Mine, die ich vor einigen Jahren bey einem boshaften Hofmanne gesehen hatte, und fragte ihn ganz demüthig, ob er mir denn nicht einen kleinen Brief an diese drey artigen Schwestern bestellen wollte, aber versiegelt. Ja, sagte er, weil sie noch Caffee haben, so will ich eine Pfeife Toback bey ihnen rauchen; doch, so bald die Pfeife aus ist, so muß der Brief fertig seyn, oder ich bestelle ihn im meinem Leben nicht. Ach! der böse Mensch! Itzt klopft er den Knaster aus. Er steht gar auf. Ich möchte so gern noch mit Ihnen reden. Ich habe mich ja noch nicht für die Ehre Ihres Beyfalls bedankt; aber nein, er geht. Ich möchte Sie so gern um ihre Freundschaft bitten. Ich muß alles vergessen, wenn ich anders will, daß dieser Brief fortkommen soll. Vergeben Sie mirs, und erlauben Sie mir die Ehre, Ihnen in aller Eil zu sagen, daß ich mit einer ausnehmenden Hochachtung bin rc.

Vierzehnter Brief.

An den Herrn Sekretär K**.

Sehen Sie wohl? Ein rechter deutscher Autor muß keine Oster = oder Michaelsmesse vorbey lassen, ohne etwas herauszugeben, wenn es auch nur ein Werk von zween Bogen wäre. Nein, nein, ich lasse mir mein Recht nicht nehmen; ich schreibe, so lange ich gesunde Hände habe. Es ist gar zu hübsch, wenn man sich in dem Meßcatalogo, bald darauf in den Zeitungen und in den Journalen, und endlich in den Händen der Welt siehet. Ich komme selten zu jemanden, daß ich nicht für meinen Fleiß belohnt werde, und wenigstens eine von meinen Schriften auf dem Fenster, oder auf dem Nachttische, ganz sauber eingebunden finde. Ich kann Ihnen nicht sagen, was ich da empfinde; aber das weiß ich, daß ich alsdann nicht zu halten bin. Ich eile nach Hause, und nehme die Feder in die Hände, und schreibe, was ich schreiben kann, und stelle mir schon einen neuen Ort vor, wo ich mich wieder finden werde, wenn es auch in den Händen eines Holzbauers seyn sollte. Unlängst komme ich zu meinem Buchbinder. Indem ich mit ihm rede, tritt ein Holzbauer, der bey ihm bekant ist, herein, und langt aus seinem Kober, in dem ein guter Vorrath von Butter und Brod war, meine F. und E. ungebunden hervor. Da, fieng er in seiner Sprache an, bingt mir das Buch fein fest und schien ein. Christoph, sprach mein Buchbinder, wo habt ihr denn das Buch bekommen? Er antwortete ihm ganz trotzig, daß er sichs hier gekauft hätte; daß der Schulmeister und der Schulze auf

seinem

seinem Dorfe, bey denen er das Buch zuerst gesehen, sich bald scheckigt darüber gelacht hätten, so viel spaßhaftes Zeug stünde darinnen; er sagte, daß er einen kleinen Sohn hätte, der schon hübsch lesen könte, und der ihm des Abends, wenn er von der Arbeit käme, und seine Pfeife Toback in Ruhe rauchte, etwas daraus vorlesen sollte, so würde er kaum nicht in die Schenke gehen. Er war noch jung, der Herr, fuhr er fort, ders in Druck hat ausgehen lassen; ich wollte ihm was abbrechen, aber er sagte es wäre nicht anders, als vierzehn Groschen, die habe ich ihm auch gegeben. Er hatte noch viel Bücher: das Bücherschreiben muß ihm recht von der Hand gehen. Ihr Narr, sprach mein Buchbinder, der Mann, wo ihr das Buch gekauft habt, hat nichts geschrieben, er handelt nur damit. Seht doch, fieng der Bauer an, ich dachte, es wäre der Herr selber, ich hätte ihm, bey meiner Treue, nicht so viel gegeben. Nunmehr hätte ich gehen können; aber mein Ehrgeiz ließ es nicht zu. Ich hoffte, daß mich mein Buchbinder verrathen sollte, und er that es zu meinem Glücke; denn ausser dem würde ich mich dem Bauer selber entdeckt haben. Wenn Sie nur hätten sehen sollen, mit welcher Verwunderung mich der Bauer betrachtete, wie freundlich er mich auf die Achseln klopfte, und mich ermahnte, mehr solch schnakisch Zeug zu schreiben! Ich war den ganzen Tag ausserordentlich aufgeräumt. Ich stellte mir alle meine Leser von dem Größten biß zu dem Holzbauer vor, und beschloß den Augenblick, den zweyten Theil von der G== fertig zu machen, den Sie mit diesem Briefe erhalten. Schicken Sie mir ihn ja nicht wieder zurück, ich werde schwermüthig darüber. Endlich antworten Sie mir bald, sonst schreibe ich Ihnen keine solche merkwürdigen Histörchen mehr. Ich bin ꝛc.

Fünf=

Funfzehnter Brief.

An die Madame S***.

Sehen Sie, wie ich mein Wort halte? Sie sind kaum abgereißt, so schreibe ich schon an Sie, und ich denke, ich werde so lange schreiben, bis ich Sie wieder zurück geschrieben habe. In der That sind auch seit zweymal vier und zwanzig Stunden fast eben so viel Ursachen entstanden, die alle Ihre Gegenwart zu verlangen scheinen. Ich will Ihnen nur die wichtigsten melden. Ihr Herr Liebster hat gestern Nachmittage das Fieber nebst einem kleinen Friesel bekommen. Er hat mir ausdrücklich verboten, Ihnen nichts davon zu schreiben. Ich habe es ihm auch versprochen; allein in einer Sache, die Sie so nahe angehet, sehe ichs für einen löblichen Fehler an, mein Wort nicht zu halten. Er befindet sich itzt zwar ganz leydlich, und verschiedene Leute wollen ihn heute auch gar haben ausgehen sehen; ich muß es aber am besten wissen, daß es noch sehr gefährlich mit ihm werden kann. Ihr kleiner Sohn hat von ungefähr den Porzelläntisch umgestossen, und gestern Nachmittags ... darf ichs Ihnen sagen? O wie bedaure ich Sie! .. gestern Nachmittags, denken Sie einmal das Unglück an! ist Ihr ganzer Silberschrank ausgeräumt worden, ohne daß man biß diese Stunde noch weiß, von wem. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Ihnen alle die Unfälle hersetzen wollte, die sich seit Ihrer Abwesenheit zugetragen haben. Nur noch eine Ursache kann ich nicht verschweigen, die mich insbesondere Ihre baldige Rückkunft wünschen heißt. Es ist ein Ruf, den ich nach B***

mit der heutigen Post erhalten habe. Ich brauche Ihren Rath mehr, als jemals, je unschlüßiger ich alle Augenblicke werde. Ach, Madame, warum sind sie doch gereißt? Was soll ich denn machen? Daß geht unmöglich an, daß ich L = = = verlassen kann, ohne Ihnen für die tausend Gefälligkeiten zu danken, die Sie mir in so vielen Jahren erwiesen haben. Und gleichwohl = = = Ich dächte, Sie kämen noch diese Woche zurück. Ihre liebe Mama kann in vier und zwanzig Stunden viel mit Ihnen reden. Kommen Sie doch, ich bitte Sie = = = Ob das alles wahr ist, was ich Ihnen erzehlt habe? Ja wohl, Madame, denn wenn ich nein sagte, so kämen Sie nicht so bald wieder. Den Augenblick läßt mich Ihr Herr Liebster rufen. Was wird wieder vorgegangen seyn? Scheint es doch, als ob alles Unglück in Ihrem Hause nur auf Ihre Abwesenheit gewartet hätte. Leben Sie wohl, Madame. Ich eile zu ihrem Manne, und bin mit der vollkommensten Hochachtung rc.

Sechzehnter Brief.

An eben dieselbe.

Madame!

Ich habe vorige Nacht einen traurigen Traum gehabt. Sie sassen und schrieben, und ob Sie gleich beynahe sechzehn Meilen von mir sitzen mochten: so konte ich durch Hülfe des Traumes doch so viel sehen, daß Sie an einen guten Freund schrieben. Wer war froher, als ich? Ich sahe alle Augenblicke, ob Sie mit dem

Briefe bald fertig wåren, denn ich dachte nichts gewisser, als daß Sie an mich schrieben, ja ich war schon etlichemal im Begriffe, Ihnen den Brief wegzunehmen. Indem kam Ihr kleiner Sohn, und stieß so unvorsichtig an den Tisch, daß die Tinte umfiel. Ich wollte in der Angst entweder nach dem Briefe, oder nach der Tinte greifen, und darůber wachte ich auf, und quålte mich mit allerhand Auslegungen bis an den Morgen. Ich habe den Traum meiner alten Base erzehlt. Sie sagte mir, die Tinte bedeutete Zank und Streit mit Abwesenden. Ach Madame! nur nicht mit Ihnen! Das wolle der Himmel nicht! Nein, ich will Ihnen keine Gelegenheit dazu geben, ich will gern nicht fragen, warum Sie mir nicht antworten. Lassen Sie mir nur die Erlaubniß, daß ich ferner alle Posttage an Sie schreiben, und Ihnen sagen darf, wie hoch ich Sie schåtze, und wie viel Leipzig entbehrt, wenn Sie in Dreßden sind.

Siebenzehnter Brief.

Liebe Madame!

Machen Sie sich keine Sorge. Ich denke nicht, daß ich nach B = = = kommen werde. Ich habe ganz was anders im Sinne, und es wird nur auf Sie ankommen, ob mein Einfall ausgefůhret werden soll. Ich will zu Ihnen nach G = = = ziehen. Nach G = = = ? warum denn das? Um den guten Geschmack befördern zu helfen, der in dieser Stadt unter dem Frauenzimmer herrscht. Sollte man denn nicht den Mädchen eben so wohl Collegia lesen können, als den jungen Herrn? Warum nicht? Gut, liebe Madame, so suchen Sie mir ein halb Dutzend

hübsche und witzige Mädchen aus, denen ich einigen Unterricht in der Poesie, in dem Briefschreiben, in der Philosophie, oder in den Sprachen geben kann. Ich will so wenig ein Pedant, und so wenig ein junger Mensch seyn, als es die Beschaffenheit meiner Zuhörerinnen fodert. Ich will auf öffentliche Kosten eine Frauenzimmerbibliothek anlegen, damit es uns nicht an guten Büchern zum Lesen fehle. Ich sähe es gern, wenn meine Mädchen nicht unter funfzehn und nicht über dreyßig Jahre wären. Sollten einige von meinen Zuhörerinnen sich zur Heyrath entschliessen: so wollte ich ihnen, zum Besten der Ehe, ein halbes Jahr vor der Hochzeit ein Collegium über die Liebe, über die Klugheit in der Liebe, über die Mittel sie zu erhalten, sie zu versüssen, und so weiter, lesen. Was meinen Sie? Sollte ich mich nicht um Ihr Geschlecht durch diesen Einfall verdient machen können, und weit verdienter um die Welt, als wenn ich etlichen jungen Herren etwas vorsage, das sie morgen nicht mehr wissen? Mit dem Honorario wollte ichs ganz leydlich machen. Ich lese um die Ehre, und wenn mir die Witzigste von meinen kleinen Freundinnen zuweilen eine Liebkosung machte: so würde ich mich für sehr reichlich belohnt halten. Aber, Madame, in Ihrem Hause muß ich wohnen, denn Ihre und der Ihrigen Gesellschaft ist die erste Ursache, warum ich in G = = leben will. Ich erwarte Ihre Antwort mit der grösten Ungeduld.

Achtzehnter Brief.

Hochzuehrender Herr Pastor!

Ich kann Ihnen nicht genug sagen, was ich für ein Verlangen nach Ihrem nähern Umgange habe, und

wie

wie oft ich Sie mitten unter meinen andern Freunden vermisse! Gleichwohl glaube ich nicht, daß wir jemals das Vergnügen haben werden, uns von Person zu sehen und zu geniessen, ausser in einer andern Welt. Da sollen unsre Umarmungen erst angehen, wenn uns eine gewisse Stimme in unserm Herzen sagen wird, daß wir es sind, die sich einander suchen. Gott! Was ist es für eine Wollust um das Gefühl der Freundschaft! Und wie wenig sind derer, die dieses Geschenk des Himmels zu schätzen und zu gebrauchen wissen! Das Andenken Ihrer Gewogenheit soll mir manche schwere Stunde erleichtern helfen; und das Andenken der meinigen thue Ihnen eben diese Dienste! Ich traue es ihr wenigstens zu. Was würde die Welt, die dieser Empfindungen nicht fähig ist, von uns denken, wenn sie uns so reden hörte? Würde man uns nicht für Schwärmer in der Freundschaft halten? Doch was gehen uns die Blöden an, die ihre eigene Menschheit nicht kennen? Ich würde mich kränken, wenn ich weniger genöthiget wäre, Sie zu lieben, und den Werth Ihrer Freundschaft zu empfinden. Ich will nunmehr die Angelegenheiten meines Herzens auf einige Augenblicke vergessen, und von Ihren mir überschickten Werken reden. Ich habe sie mehr als einmal gelesen, und allemal sehr schöne Stücke darinnen gefunden; aber ganz haben sie mir niemals gefallen. Lassen Sie mich recht aufrichtig reden, mein lieber Freund. Ich bemerke, ungeachtet Ihrer gemachten Verbesserungen, einen gewissen Zwang in Ihren Erzehlungen, der sich bald von der kurzen und sich immer gleichen Versart, bald von der Tyranney der Reime herschreibt; einen Zwang, dem Sie durch alle Mühe nicht werden abhelfen können, und der für die Kenner stets beleydigend bleiben wird. Ich habe sie meine Freunde lesen lassen,

die alle schon Ihre Freunde sind; und alle diese sind meiner Meynung, und wünschen von Ihnen weit lieber andre Gedichte, als Erzehlungen, und lieber reimlose, als gereimte Gedichte, zu lesen. Sie haben mich gebeten, Sie mehr zur Prosa aufzumuntern, in der Sie ungleich stärker und neuer sind, als in der Poesie. Kurz, ich müßte Sie weniger lieben, wenn ich gelassen in die Ausgabe Ihrer Poesien willigen sollte. Verlangt aber Ihr Glück dieses Opfer, so wollte ich doch wünschen, daß Sie Ihren Namen nicht für das Werk setzten. Ich sage Ihnen dieses mit schwerem Herzen; allein ich will lieber einmal wider meine Natur strenge seyn, als wider Ihren Vortheil zu gefällig. Seyn Sie nicht unruhig! Sie haben Verdienste genug um den guten Geschmack. Sie könnten Ihre Liebe zur Religion und zu den schönen Wissenschaften durch andere Schriften befriedigen, wenn es Ihnen sonst Ihre Amtsgeschäfte erlauben. Genug, Ihr Herz gehört unter die Herzen der Poeten, und Sie würden viele von denen, die Sie bewundern, erreicht haben, wenn Sie in ihren Umständen gelebt hätten. Was macht Ihre liebe Frau, und Ihr kleiner guter Jacob? Warum haben Sie mich nicht zu Gevattern gebeten? Ich glaube, ich wäre in Person gekommen; aber funfzig Meilen, das ist freylich ein weiter Weg. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Liebste und allen, die zu Ihrer Freundschaft gehören, und schreiben Sie mir ja bald wieder.

Neunzehnter Brief.

An eben denselben.

Wenn Sie auch noch ein halb Jahr geschwiegen hätten: so würde ich doch nicht einen Augenblick auf die

Gedan-

Gedanken gefallen seyn, daß Sie weniger mein Freund wären, als ehedem. Nein, ich liebe Sie so sehr, daß ich gar nicht in diese Versuchung gerathen kan; und so grausam auch der Ausspruch war, den ich in meinem letzten Briefe über Ihre Gedichte gethan: so habe ich doch nicht die geringste schlimme Wirkung für mich befürchtet. Ich sahe wohl, daß Ihnen mein Urtheil wehe thun würde; denn ich urtheilte von meinem Herzen auf das Ihrige; allein ich sahe auch, daß die Aufrichtigkeit meiner Absichten diesen kleinen Schmerz bald heilen würde. Ich verließ mich auf die Bescheidenheit, mit der ich Ihnen eine bittere Meynung entdeckte, und noch weit mehr auf Ihre eigene Stärke. Es ist in der That eine rühmliche Begierde, ein Autor zu werden. Allein, kaum ist man es: so ist man unruhiger als jemals; und so gern ich, in Ansehung der Welt, die Zahl der guten Scribenten vermehrt sehe: so sehr bedaure ich oft das Schicksaal eines Autors, der sich mit tausendfacher Mühe den ungewissen Beyfall der Welt erkauft, der am Ende noch schwerer zu behaupten, als zu erlangen ist. Ja, lieber Herr Pastor, ich freue mich, es ist wahr, ich freue mich ausnehmend, wenn ich solche feine Lobsprüche lese, als die Ihrigen sind. Ich gefalle mir; aber wie lange? Ein einziger gegründeter Tadel reißt alle mein Vergnügen darnieder. Die Begierde, immer einen neuen Versuch zu wagen, und die schrecklichen Gedanken: Wird er dir auch gelingen? Wirst du nicht vergebens, nicht zum Untergange deiner vorigen Werke arbeiten? Ach was sind das für heimliche Peiniger der Poeten! Wollen Sie ja das Vergnügen eines Autors schmecken; nun wohl! Folgen Sie mir nur, und wählen Sie die Prosa. In dieser verspreche ich Ihnen viel Glück, und mir, als Ihrem Freunde, durch Sie viel Ehre. Vielleicht ist Ihrem

kleinen Jacob das Glück oder Unglück aufgehoben, sich durch die Poesie groß zu machen. Wie werde ich mich nicht freuen, wenn ich ihm den Ort auf dem Parnasse zeigen kann, den ich gern selbst erstiegen hätte, und den er nunmehr zu erreichen suchen soll! Lehren Sie ihn, so bald es seine Jahre leyden die Sprachen und Schönheiten der Alten. Wenn er in dieser Verfassung zu mir kömmt: so werden wir schon gute Freunde seyn, und gern miteinander studiren. Der zweyte Theil der G = = ist schon an der Michaelsmesse herausgekommen. Ihre Frau Liebste hat also nicht Ursache auf meine Langsamkeit böse zu seyn; vielleicht aber auf meine Geschwindigkeit, wenn sie das Werk gelesen haben wird. Machen Sie ihr mein ergebenstes Compliment, uud lieben Sie mich ferner. Ich bin allemal mit der grösten Hochachtung und Aufrichtigkeit 2c.

Zwanzigster Brief.

An den

Herrn von A***.

Ihr Geschenke ist mir sehr angenehm gewesen, doch die freundschaftliche Art, mit der Sie mirs gemacht haben, ist mir noch kostbarer, als das Geschenke selbst. Ich werde den Voltaire nie unter meinen Büchern stehen sehen, ohne mich über die Gewogenheit desjenigen zu erfreuen, der ich ihn zu danken habe, und ohne zu wünschen, daß ich sie verdienen mag. Ja je gewisser ich weiß, daß Sie keine Erkentlichkeit von mir verlangen, oder hoffen, destomehr wünsche ich mir eine Gelegenheit, erkentlich

lich zu seyn, und Ihnen zu zeigen, daß ich wenigstens eben so gern eine Pflicht beobachte, als Sie eine Freygebigkeit ausüben. Eine Gelegenheit weiß ich, und die mir auch die liebste ist, wenn sie nur schon da wäre. Sie kömmt gewiß. Ein Herz, wie das Ihrige kann die Freuden der Liebe nicht lange entbehren. Ja, ich erlebe es noch, ich sehe Sie gewiß noch in den Armen einer liebenswürdigen Gemahlin; ich sehe

Dereinst noch einen Sohn, entflammt von Deinem Namen,
An Deinem Beyspiel sich erfreun,
Und angeführt von Dir, und kühn, Dich nachzuahmen,
Des besten Vaters würdig seyn.

Ich bitte um Ihre Freundschaft, ob ich sie gleich schon habe; um Ihre Briefe, ob Sie gleich nicht gerne schreiben; denn warum schreiben Sie so schön? Ich bitte endlich, Ihrer Fräulein Schwester das ehrerbietigste Compliment zu machen. Wie viel Glück wünsche ich dem, der sie verdient! Leben Sie wohl, recht wohl! Ich bin mit der aufrichtigsten Hochachtung Ihr ergebenster Freund und Diener.

Ein und zwanzigster Brief.

Hochzuehrender Herr!

Um mich wenigstens durch eine gute Absicht um den jungen Herrn von G*** verdient zu machen: so will ich einen Vorschlag zu seiner Erziehung thun. Er ist gar nicht sinnreich, er ist vielmehr natürlich und einfältig, und vielleicht deswegen gut.

Der junge Herr mag ein Staatsmann, oder ein Hofmann, oder ein Soldat, oder ein Besitzer seiner eigenen Güter werden: so kann er nie zu viel lernen, und um viel zu lernen, nie zu zeitig anfangen. Die Erziehung zu Hause hat tausend Hindernisse. Ein Hofmeister kann unmöglich alles wissen; und wenn er auch viel weiß, so hat er doch nicht allemal die Gabe, gut zu unterrichten, oder ein junges und lebhaftes Herz genug zu unterhalten; und dis gehört doch nothwendig zu einer guten Erziehung. Wir müssen leicht und angenehm lernen, ehe wir wissen, wie viel wir zu lernen haben. Es ist nicht genug, zu lernen, wir müssen auch beyzeiten mit der Welt bekant werden; allein, die Welt zu Hause ist nicht allemal die beste. Wir sehen nur immer einerley Geschöpfe, und wie wir wenig bemerkt werden, so bemerken wir auch andre wenig. Kurz, wir bleiben gern schläfrig in unserm eigenen Hause, und werden in unsern Sitten, wo nicht rauh, doch zu einförmig. Man hat zu Hause zu befehlen, ehe man gehorchen lernt, und daher lernt man weder gut befehlen, noch gehorchen. Doch ich will ja kein Buch schreiben. Ich will nur sagen, daß es so wohl für den Verstand eines jungen Menschen, als für sein Herz und für seine Sitten, vortheilhaft ist, wenn er an einem fremden Orte erzogen wird.

Könte sich die gnädige Mama entschließen, ihren Sohn von sich zu lassen: so wünschte ich, daß er unter der Aufsicht eines Hofmeisters, dessen Herz eben so gut seyn muß, als sein Verstand, je eher, je lieber nach Leipzig gethan würde. Der junge Herr ist erst zehn Jahr alt. Dis sind die glücklichen Jahre, da man noch alles aus sich machen läßt, weil unser Herz nicht weiß, was es will. Giebt man uns Gelegenheit, was zu lernen; macht man uns

das

das Lernen mehr zu einem Zeitvertreibe, als zu einer Arbeit: so wird es uns so gar beschwerlich werden, müßig zu seyn. Man weiß oft nicht, wozu ein junger Mensch geschickt ist, bis er vieles versucht hat. Es ist also gut, wenn er an einem Orte erzogen wird, wo er Gelegenheit hat, vieles zu sehen und zu hören. Der Herr von G=== hat Vermögen, und man kann von Zeit zu Zeit die Lehrmeister in Sprachen, in der Musik, im Zeichnen zu ihm auf die Stube gehen lassen. Er wird auf eine leichte Weise zu den ersten Gründen der Mathematik angeführt. Er tanzt und ficht beyzeiten, damit er den Körper in seine Gewalt bekömmt, und derselbe desto dauerhafter wird. Er geht mit seinem Hofmeister in Gesellschaften, und wird der Welt gewohnt, ehe sie ihn noch rührt. Er speist an einem Familientische, und wohnt in dem Hause eines angesehenen Mannes, wo er stets glauben muß, daß man auf ihn Achtung giebt. Auf diese Art ist der junge Graf== als ein Kind nach Leipzig gekommen, bis in sein sechzehntes Jahr da geblieben, und alsdann mit seinem Hofmeister auf Reisen gegangen. So sind itzt noch verschiedene sehr junge Herren hier. Der Vortheil ist groß. Sie fangen etliche Jahre eher an zu leben, und hören etliche Jahre eher auf, Kinder zu seyn. Kommen sie in dem sechzehnten oder achtzehnten Jahre erst auf Universitäten: so sind sie oft schon zu lüstern nach den Schwachheiten der Jugend, und werden durch die bösen Beyspiele, wenn sie auch das beste Herz hätten, nur gar zu leicht zu Ausschweifungen verleitet. Es versteht sich, daß sich der Hofmeister wenigstens auf sechs Jahre dem jungen Herrn ganz und gar widmen, und ihn nie aus der Aufsicht lassen muß. Er muß sein Freund, aber auch sein Gebieter seyn können. Er bildet seinen Verstand und sein Herz, und sorgt, daß diejenigen, die ihn unterweisen, ihre Pflicht

wohl in Acht nehmen; aber er lehrt ihn nicht alles selbst: Es versteht sich ferner, daß der Hofmeister auch mehr, als gewöhnlich, belohnet werden muß. Und was ist es denn, ob der junge Herr etliche tausend Thaler mehr oder weniger hat, wenn er dafür geschickt worden ist, der Welt und sich zu dienen, zu seiner Ehre, zu seinem Vergnügen, zu seinem Glücke zu leben und sein Vermögen vernünftig zu geniessen? Wenn sich Herr K = = zu dieser Stelle verstehen wollte: so hielt ichs für sehr gut. Er hat Verstand und Redlichkeit und Welt genug dazu. Einen guten Sekretär könten Sie wohl noch an seine Stelle finden; aber einen guten Mentor, den zu finden, das ist leyder schwer. Ich erwarte Ihren Ausspruch, und bin ꝛc.

Zwey und zwanzigster Brief.

Hochwohlgebohrner Herr!

Wenn Sie mir auch nicht die Erlaubniß gegeben hätten, an Sie zu schreiben: so würde ich mir Sie doch nehmen; so groß ist mein Verlangen, Ihnen meine Hochachtung und Ergebenheit zu bezeugen. Ja ich bin so stolz, daß ich gar glaube, daß Ihnen diese Versicherung nicht gleichgültig seyn kann.

Estimer la vertu, c'est toujours ma maxime;
Voyez vous la raison, pourquoi je vous estime?

Kurz, Sie müßten an meiner Aufrichtigkeit zweifeln, wenn Ihnen dieses Geständniß unangenehm seyn sollte; dazu aber sind Sie zu bekant mit meinem Charakter. Es ist also gewiß, daß ich vor andern Ihr Freund bin, und niemals ohne Vergnügen an Sie denken kann. Nachdem

dem ich Ihnen dieses gesagt: so dürfte ich bald meinen Brief schliessen, damit ichs Ihnen nicht noch einmal sage. Doch, ich kann noch nicht schliessen. Ich muß erst fragen, wie Sie leben. ‥ Doch recht wohl? Recht zufrieden und dem Glücke nahe, das Sie verdienen? Ja, ich glaube es, wenigstens weiß ich nichts, das ich lieber glauben und hören möchte. Vielleicht bewegt Sie diese aufrichtige Neugierigkeit, bald an mich zu schreiben, und ich würde Sie recht inständig darum bitten, wenn ich dieses Vergnügen nicht vielmehr Ihrer eigenen Gütigkeit, als meinen Bitten, zu danken haben wollte. Machen Sie mich doch zu Ihrem Vertrauten, wenn ich Ihnen in irgend einer Angelegenheit hier in Leipzig dienen kann. Ich werde es mit Freuden thun, und beständig mit der größten Hochachtung seyn ꝛc.

Drey und zwanzigster Brief.

Liebe Mama!

Meine Schwester hat Ihnen gesagt, daß ich mich in Miniatur habe abmalen lassen, und Sie möchten das Bild gerne haben, und ich wollte es Ihnen eben so gerne schicken, wenn ichs nur noch hätte; aber ich habe es nicht mehr. **Wo hast dus denn hingethan?** Wo ichs hingethan habe? Ich habe es ‥‥ soll ichs Ihnen sagen, meine liebe Mama? Ich habe es ‥‥ Sie nehmen es doch nicht übel? Ich habe es meinem Mädchen gegeben. **Geschwind laß dirs wieder geben, und schicke mirs.** Nein, meine gute Mama, das geht nicht an. Das arme Mädchen möchte weinen, wenn ichs ihr wieder nähme, und wer weiß, weinte ich nicht als=

alsdann selbst mit. Ich bin ihr gut, sie ist mir wieder gut, und so sind wir einander schon lange gut gewesen, und ich denke, wir werdens noch lange seyn. **Sage mir nur, ob das dein Ernst ist? Du bist ja in deiner Jugend dem Frauenzimmer eben nicht so gewogen gewesen?** Das weiß ich selbst nicht mehr, liebe Mama. Aber wenn Sie nur das Mädchen sehen sollten! Sie würde Ihnen gewiß gefallen. Sie ist recht artig, und in meinen Augen schön. Sie sieht fast so aus, wie Sie auf Ihrem Bilde, als Braut, gemalt sind. Lassen Sie uns immer die Freude, daß wir einander lieben dürfen. Ich rede recht oft mit ihr von Ihnen. Dürfte ich sie denn nicht einmal mit nach Hause bringen? Vielleicht könte ich sie alsdenn bewegen, daß sie Ihnen mein Portrait gäbe. Werden Sie nicht ungehalten, liebe Mama! Sie haben mir ja wohl eher gewünscht, daß ich eine stille und hübsche Frau finden möchte; warum sollten Sie es nicht zugeben, daß ich ein solches Mädchen habe? Ich sinne itzt nur herum, wie ich zu einem Rittergute kommen will, damit ich Ihnen die Freude machen, und sie heyrathen kann: alsdenn wolten wir unsere Mama zu uns nehmen: denn nicht wahr, es würde Ihnen besser bey mir gefallen, wenn Sie eine artige Schwiegertochter bey mir fänden?

Ich will den Augenblick zu ihr gehen, und sehen, ob ich das Bild auf einige Tage zum abcopiren bekommen kann. Doch ich zweifle sehr daran. Sie wird von Wankelmuth, Untreue, Falschheit, reden; und ehe ich dieses anhöre, so will ich die Angst, zu halben Tagen so unbeweglich, wie eine Bildsäule, zu sitzen, lieber noch einmal ausstehen, und mich von neuem malen lassen. Aber, Mama, reden Sie nicht etwan im Eifer ein Wort wi-

der das arme Kind, wenn Sie mir antworten; ich möchte ihr vielleicht den Brief zeigen. Doch dazu sind Sie zu gütig; ich bin einmal Ihr liebster Sohn, und das bleibe ich. Wenn ich gleich ein Mädchen habe, so bin ich doch sonst viel besser, als meine Brüder; und im dreyßigsten Jahre geht dieser kleine Fehler ja noch wohl an rc.

Vier und zwanzigster Brief.

An den Herrn Sekretär K.

Seyn Sie so gütig, und übergeben Sie dem Herrn Grafen den beygelegten Brief. Ich habe mehr, als zehnmal, die Ehre gesucht, ihm selber bey seiner Anwesenheit hier aufzuwarten; aber ich habe vor den großen Perüken, vor den Sammeträcken, vor den reichen Westen, nie weiter, als bis an die Thüre des Vorsals, kommen können, ob ich gleich auch eine Weste mit Franzen anhatte; aber freylich waren es nur seidene. Den Sonnabend in der Zahlwoche wagte ichs dem einen Bedienten, der mich, ich weiß nicht warum, lange ansahe, meinen Namen zu entdecken. Nun, dachte ich, wird er dir ein tiefes Compliment machen, und dir durch die Antichambre helfen; aber er blieb ganz gelassen, und ich schämte mich, daß mein Name einem so wohl gewachsenen Menschen unbekant war. Ich blieb also demüthig stehen, und sahe zum Zeitvertreibe die Gesichter an, die zu dem Herrn Grafen wolten, ob ich villeicht errathen könte, was sie bey ihm suchten. Bey vielen war mirs unmöglich etwas heraus zu bringen; sie sahen mir aus als wenn sie es selber nicht recht wüßten; aber den meisten

sten sahe ichs doch mit vieler Gewißheit an, daß sie einen Lobspruch, eine Pension, ein besseres Amt, oder so etwas suchten. Diejenigen, die etwas in dem Busen stecken hatten, oder deren Taschen dick waren, machten mir die wenigste Mühe. Was konten sie anders anzubringen haben, als Disputationen und Werke mit Dedicationen? Ich bedauerte den armen Herrn Grafen in meinem Herzen, und ärgerte mich über die Ungestümen, die den Großen ihr Schicksaal so sauer machen. Kurz, ich gieng fort, und glaubte, daß ich durch mein Weggehen mehr Ehrerbietung für den Herrn Grafen bezeugte, als meine Collegen durch ihr hartnäckiges Warten. Bitten Sie um seine fernere Gnade für mich, wenn ich sie verdiene. = = = Ihr Herr Bruder hat mir gemeldet, daß er bald heirathen wird. Das ist doch nicht Recht, daß Sie Sich in der Liebe von ihm übertreffen lassen. Machen Sie doch bald Sich und ein Mädchen glücklich.

Ich sing alsdann gewiß ein Brautgedicht.
Wovon? das weiß ich itzt noch nicht.
Ich könte von der Liebe singen;
Von ihrer List; von ihren Schlingen,
Die sie den Herzen legt; von ihrer Zauberey,
Mit der sie sich der Sterblichen bemeistert,
Die Blöden oft mit Witz begeistert,
Die Klugen albern macht, die Treuen ungetreu,
Die Freyen spröd, die Spröden frey,
Die Ungetreuen aber treu;
Wie sie Betschwestern oft in ihrem Singen störet,
Und morgen schon verbuhlt die Mütter seufzen lehret,
Die heute noch den Töchtern und der Magd,
Bey ihrem Fluch, das Lieben untersagt;
So könt ich von der Liebe singen,
Wie sie vom Feld an Hof, die Großen zu bezwingen,
Vom Hof ins Feld zu Schäfern schleicht,
Bald aus der Jugend lacht, bald aus dem Alter keucht,
Aus dem Bramarb bramarbasiret,

Aus

Aus dem Pedanten meditiret,
Aus süssen Herren raffiniret,
Dis alles säng ich Dir vielleicht.

Sehen Sie wohl, was ich für ein hübsches Gedichte auf Ihre Hochzeit machen würde? Eilen Sie, es wird hohe Zeit, sonst möchten Sie zur Liebe und ich zur Poesie, zu alt werden. Ich will meinen Brief schliessen, ich möchte sonst mehr schreiben, als Sie zu lesen Lust hätten, und ich will Ihnen zugleich versprechen, daß Sie ein ganzes halbes Jahr vor meinen Briefen sicher seyn sollen. Grüssen Sie alle meine guten Freunde. Ich bin zeitlebens ꝛc.

Fünf und zwanzigster Brief.

Mein fauler Freund!

Damit ich auf gewisse Weise eine Antwort von Ihnen erhalte, ohne daß Sie mir schreiben dürfen: so habe ich in Ihrem Namen selbst einen Brief an mich aufgesetzt. Seyn Sie so gut, und lesen Sie ihn durch, streichen Sie die Stellen mit Bleystift an, wo ich Ihre Meynung getroffen habe, und schicken Sie mir ihn wieder zurück; oder noch bequemer, geben Sie ihn nur Herrn Fridericin, damit er mir ihn zuschicke. Hier ist der Brief.

Mein lieber Freund!

„ Wundern Sie Sich ja nicht, daß ich seit etlichen Jah-
„ ren noch keine Zeile an Sie geschrieben habe. Ich
„ in E==, das ist genug gesagt. Eben so wenig müssen
„ Sie Sich wundern, daß ich Ihnen Ihr Manuscript

„ noch nicht geschickt habe. Es ist wahr, Sie haben „ mich darum gebeten; Herr G = = r hat auch schon et„ lichemal deswegen auf mich geschmählt, ich habe es „ auch fortschicken wollen; aber, wie ich sehe, liegt es „ noch da. Je nun, wer kann sich helfen? Genug, daß „ Sie Ihre Gedichte itzt erhalten, und zwar in eben der „ Beschaffenheit, wie Sie mir sie auf meinen Tisch ge„ legt haben. Sie irren nicht, wenn Sie glauben, daß „ kaum die Hälfte davon gut ist. Werfen Sie die an„ gestrichnen weg, und heben Sie die andern bis zu ei„ ner neuen Auflage auf. Zum Unterstecken sind sie noch „ eher gut, als ein neu Regiment davon aufzurichten. „ Denn im Vertrauen geredt, sie sind weder recht gut, „ noch recht schlecht.

As heavy mules are neither horse nor ass,

„ könte ich zu Ihnen sagen, wenn Sie nicht Ihr bischen „ Englisch vergessen hätten. Hätten Sie mirs doch von „ meinen Gedichten bewiesen, werden Sie denken; aber „ ich antworte mit dem Cicero: Neque--si quid est „ euidens, argumentari soleo: perspicuitas enim argu„ mentatione elevatur. Also brauche ich keine lange „ Critiken zu machen, und zwar aus Liebe zur Deut„ lichkeit. Kurz, mein lieber Freund, keine Gedichte „ mehr!

O! Dichter, denkt an Philomelen!
Singt nicht, so lang ihr singen wollt!

„ Wollt ihr aber nicht folgen, nun so ist euch das Ur„ theil schon gesprochen:

So fahrt denn fort, noch alt zu singen,
Und singt euch um die Ewigkeit!

„ Für die überschickten Näschereyen und für den guten „ Knaster bedanke ich mich, mein guter Freund. Ich

„ habe

„ habe mirs recht gut mit Ihrem Bruder schmecken las-
„ sen. Ich weiß nicht, es ist alles so niedlich, so himm-
„ lisch, was von Leipzig kömmt. Immer fahren Sie
„ fort, mir von Messe zu Messe so was zum Weine zu
„ schicken. Ich will auch heute Ihre Gesundheit bey
„ Renkendorfen trinken. Ich bin, ohne es Ihnen unter
„ etlichen Jahren wieder zu schreiben, Ihr Freund und
„ Diener E‧‧‧.

Dis ist die Antwort, die ich in Ihrem Namen an mich aufgesetzt habe. Nehmen Sie geschwind eine Feder und schreiben Sie, wo Sie es für gut befinden, Ja, oder Nein, an den Rand, und schieben Sie es ja nicht auf. Hören Sie? Bequemer weiß ichs Ihnen nicht zu machen ꝛc.

Sechs und zwanzigster Brief.

Madame!

Aus Ihrem letzten Briefe sehe ich zwar, daß Sie die Comödien nicht ganz hassen; allein ich sehe auch, daß Sie von dem Nutzen derselben noch nicht sehr überzeugt sind. Es kränkt mich, daß die Comödie Ihren völligen Beyfall auch nur einen Augenblick entbehren soll, und es erfreut mich zu gleicher Zeit, daß Sie ihr Ihre Hochachtung aus einem so lobenswürdigen Grunde entziehen. Sie läugnen den Werth und die eigenthümliche Schönheit einer guten Comödie nicht; dazu ist ihr Geschmack viel zu schön. Nein, Ihr Verstand preist solche Arbeiten, und Ihr gar zu gewissenhaftes Herz verwirft sie. Erlauben Sie mir die Ehre, Madame, daß ich Ihr Herz hierinnen widerlegen darf. Glauben Sie wohl,

 daß

daß eine Schrift nützlich ist, wenn sie die Thorheiten, die ungereimten Neigungen und Meynungen der Menschen auf eine sinnliche und spöttische Art lächerlich, und dagegen die guten Sitten, Tugend und Vernunft liebenswürdig vorstellt? Ich höre Sie die Frage zehnmal mit einem freudigen Ja beantworten; aber in dem Augenblicke sehe ich noch eine zweifelhafte Mine in ihrem Gesichte entstehen. Sie wollen mich vermuthlich fragen, warum man denn der Welt ihre Fehler auf eine spöttische Art zeigen müßte, und ob es der Menschenliebe nicht gemäßer sey, sie mit sanftem Ernste zu lehren und zu bessern? Diese liebreiche Frage ist leicht beantwortet. Gewisse Krankheiten des Geistes sind eben so wenig durch gelinde Mittel zu heben, als gewisse Krankheiten des Körpers. Die Satyre ist in der Moral eben so nöthig und heilsam, als das zubereitete Gift in der Arzneykunst. Und wie kann die Spötterey ein Verbrechen seyn, wenn man sie nicht wider einzelne Personen, sondern wider allgemeine Thorheiten anbringt? Wenn ich ein Gespräch schreibe, und den Geizigen oder Scheinheiligen in solche Umstände verwickele, daß sie ihre Neigungen und ihre Vorurtheile auf eine solche Art entdecken, daß man sie bald belacht, bald haßt: so sehe ich nicht, wie dieses die Menschenliebe beleidigen könne.

Ein geiziger Orgon, eine eitle und verläumderische Clelia, ein unerträglicher und großsprecherischer Damon auf dem Theater, sind nichts, als der Geiz, die Verläumdung, und Großsprecherey selbst. Diese Leydenschaften verspottet der Comödienschreiber; diese läßt er in einzelnen Personen handeln und herrschen, damit man das Ungereimte, das Thörichte recht wahrnehmen kann, welches diese Laster bey sich führen. Er spottet nicht, um zu spotten, sondern um zu lehren.

Aber

Aber werden Sie sagen, man denkt doch bey den Personen in der Comödie an Personen im gemeinen Leben, und die Verachtung, welche das Theater in meinem Herzen wider den Geizigen oder Verläumder überhaupt erregt, fällt zugleich auf die Personen, an welchen ich diese Fehler wahrgenommen habe, oder noch wahrnehmen werde. Die Comödie erweckt also nicht sowohl den Haß gegen die Laster, als gegen lasterhafte Personen. Und wie leicht kann dieser Haß ungerecht, und den Gesetzen der Menschenliebe nachtheilig werden? Wenn ich den Geizigen einmal für ein niederträchtiges und lächerliches Geschöpf ansehe, wie leicht wird mirs nicht seyn, ihm meine Dienste, meine Gefälligkeiten zu entziehen, seine Fehler zu vergrössern, bey aller Gelegenheit bekant zu machen, und auf seine guten Eigenschaften, die er etwan noch haben könte, nicht Acht zu haben! Und wo werde ich ihn mit Geduld ertragen, und seine Gemüthsart zu verbessern suchen, wenn mir seine Person einmal verhaßt ist?

Ich gebe zu, daß die Comödie diesen Fehler nach sich ziehen kann; aber er ist nicht sowohl ihr, als uns, eigen. Man lasse den Redner oder Poeten die bösen Neigungen, welche wir Laster und Thorheiten nennen, im strengsten Ernste beschreiben. Es soll ihm kein spöttisches Wort entfahren. Er soll nur seine Laster recht nach dem Leben, und auf ihrer verächtlichsten Seite entwerfen. Wird seine Rede, wird sein Gedicht, indem es uns mit dem Hasse gegen die Thorheiten erfüllt, nicht auch mit dem Hasse gegen die Thoren beleben? Die Comödie ist also nicht daran Schuld, weil sie eine Comödie ist; eben so wenig, als ein Licht, indem es ein dunkles und unordentliches Zimmer erleuchtet, Schuld an dem Ekel ist, der wider

die Unordnung in diesem Zimmer in mir entsteht. Endlich ist die Verachtung und der Ekel gegen die Thoren, den die Comödie erregt, an und für sich nichts strafbares. Einen muthwilligen Narren, als einen Narren, heißt mich kein Gesetz der Religion lieben. Ich soll ihn vielmehr in diesem Verstande verabscheuen, und nur so viel Liebe für ihn haben, als nöthig ist, ihn zu bessern, wenn er sich nicht selbst widersetzt. Und wenn die Comödie wider diese Art der Liebe zu streiten scheint: so darf man die Schuld dem Poeten nicht beymessen. Seine Absicht ist, die schlimmen Charaktere lächerlich zu machen, weil er sie verhaßt machen will. Und eine Rede von der Kanzel, die den Geiz als abscheulich vorstellet, kann zur Lieblosigkeit gegen die Geizigen eben so wohl Gelegenheit geben, als die Comödie.

Ich will mich zu meiner Ruhe bereden, Madame, als ob Sie mit der Auflösung dieses Einwurfs zufrieden wären. Was hat Ihr Herz nun weiter wider die Comödien vorzubringen? Vielleicht dieses, daß sie zur Eitelkeit verleiten? Daß sie in vielen Gemüthern den Trieb der Liebe rege machen? Daß sie uns um eine Zeit, und um ein Geld bringen, welches wir beydes weit nützlicher anwenden könten? Darf ich bitten, so lassen Sie mich auf diese Einwürfe im Namen der Comödie antworten. Die Comödie verleitet zur Eitelkeit. Sie werden vermuthlich nicht sagen wollen, daß sie dem Frauenzimmer und den jungen Mannspersonen Gelegenheit giebt, sich in ihrer Pracht und in ihrem Putze zu zeigen, und dadurch ihren Stolz und ihre Eigenliebe etliche Stunden wohl zu unterhalten. Sie werden ferner nicht sagen wollen, daß durch den Inhalt der Comödien uns die Liebe zur Eitelkeit; oder ein solches Verlangen beygebracht wer-

de, welches bloß auf die Befriedigung unsrer Sinne und unserer Einbildung geht. Zu dem ersten können alle öffentliche Versammlungen, und so gar diejenigen, die der Andacht gewidmet sind, Anlaß geben. Der andern Gefahr sind wir bey allen Gesellschaften ausgesetzt, wenn wir nicht wohl auf uns Achtung geben. Was ist also die Eitelkeit, von der Sie reden? Sind es die verliebten Streiche, die listigen Verstellungen und Betrügereyen, die gränzenlosen Scherze und Spottreden in der Comödie, welche zur Eitelkeit verführen? Vermuthlich meynen Sie diese Dinge, und Sie haben Recht zu Ihrer Klage. Viele Comödien und Nachspiele sind mit einer strafbaren Liebe und mit närrischen Romanstreichen angefüllt, welche man ohne Aergerniß nicht anhören kann. Man ahmet nicht die Thorheiten der Verliebten mit Kunst nach, sondern man bringt die grobe Natur selbst auf das Theater. Man beleydiget unsern Verstand durch ungesittete Vorstellungen, und unser Herz durch böse Neigungen. Man wird ein Possenreisser, ein Unverschämter, um seinen elenden Witz sehen zu lassen, und auf Kosten der Ehrbarkeit den Pöbel zu vergnügen. Alle solche Stücke und alle schlimme Stellen in guten Stücken, sind dem Theater eine Schande, und den guten Sitten ein Anstoß. Aber, Madame, was kann die Comödie dafür, daß sie oft in die Hände niederträchtiger Scribenten fällt? Was kann sie dafür, daß sie nicht Freunde und mächtige Beschützer findet, welche für ihre Ehre und für die Tugend der Zuschauer wachen?

Allein die meisten Fabeln in den Comödien haben doch die Liebe zum Grunde. Und muß man denn ewig von der Liebe reden, wenn man vergnügen und nützen will? Nein; es wäre besser, daß sich wenigere Comödien mit

Heirathen und mit der Uebergabe der Herzen schlössen. Viele sonst wackre Leute würden gewiß nicht in dem Irrthume stehen, daß eine Comödie ein verliebtes Mährchen sey, wenn die Poeten in ihren Lustspielen mehr an andre geschickte Vorfälle aus dem gemeinen Leben, als an die Heirathen, gedacht hätten. Dennoch hat die Liebe, wie mich deucht, mit Recht den Platz auf dem Theater, den sie in dem Herzen der Menschen behauptet. Eine vernünftige, eine zärtliche und unschuldige Liebe ist das empfindlichste Vergnügen der Menschen. Und da uns die Natur mit diesem Affekte gar zu genau verbunden hat; da so viel Glück und Unglück aus dieser Begierde entstehet: so kann die Liebe nie zu sehr auf ihrer schönen Seite, und nie verhaßt genug in ihren Thorheiten und Ausschweifungen gezeigt werden. Deswegen kann man vernünftige Zärtliche und närrische Verliebte niemals lange auf dem Theater entbehren. Daß man aber wollüstige Jünglinge und verbuhlte Mädchen dahin stellt, die uns mit Frechheit und Aberwitz beleydigen, ist, so sehr man sich mit der Nachahmung der menschlichen Handlungen schützt, ein Verbrechen wider die guten Sitten, und also auch wider das Theater. Denn was im gemeinen Leben bey Vernünftigen ekelhaft und ärgerlich ist, bleibt es auch auf der Schaubühne, und soll dahin gar nicht, oder doch mit der größten Behutsamkeit gebracht werden. Wenn übrigens die Comödie nichts, als das Schöne in der Liebe, bey uns in Hochachtung setzt: so sind wir ihr für diesen Dienst sehr verbunden. Je mehr sie uns an Beyspielen zeigt, daß niemand die Liebe recht genießen kann, als wer vernünftig und gesittet ist; destomehr wird sie uns zu beyden Eigenschaften ermuntern. Ueberhaupt halte ichs für sehr dienlich, unter die lächerlichen Charaktere recht gute und edle zu mengen. Indem uns jene

ne sagen, was wir nicht seyn sollen: so lehren uns diese zugleich, was wir seyn sollen. Eine liebreiche und großmüthige Frau bey einer Verläumderin und Mißgünstigen, macht diese weit verächtlicher; so wie diese jene im Gegentheil erhebt. Freundschaft, Liebe, Großmuth, Ehrliebe, und alle Neigungen, welche das Herz edel und die menschliche Gesellschaft ruhig machen, sollten zum Besten der Tugend eben so reizend auf der Schaubühne vorgestellt werden, als man die schlimmen Neigungen ungeräumt und widrig abschildert.

Ihr lezter Einwurf wider das Theater scheint bloß die Verschwendung der Zeit und des Geldes zu betreffen. Ein Vernünftiger, der nicht gebohren zu seyn glaubt, um sich bloß zu belustigen, kann allerdings nie zu sorgfältig mit seiner Zeit umgehen. Indessen giebt es Stunden, wo man nicht mehr im Stande ist, etwas wichtiges zu verrichten. Aber, werden Sie sagen, sind denn dieses eben die Stunden, wenn die Comödie angehet? Könte man binnen dieser Zeit nicht noch etwas nützlicheres vornehmen? Ja, Madame. Wer alle Tage in die Comödie gehen will, den müssen besondere Umstände rechtfertigen, wenn er sich keinen Vorwurf machen soll. Aber so viel ist doch gewiß, daß wir zuweilen von unsern ordentlichen Geschäften ausruhen müssen, um uns neue Munterkeit und Kräfte zu holen. In dieser Absicht ist das Vergnügen eben so nothwendig, als die Arbeit, weil diese ohne jenes gar nicht, oder doch nur matt und schläfrig von statten gehet. Wenn ich nun diese Erhohlung, dieses Vergnügen in der Comödie finden kann: so ist meine Zeit nicht übel angewandt. Allein die Comödie hat, ausser dem Vergnügen, auch noch die Vortheile eines nutzbaren Zeitvertreibes. Unser Geschmack, unser Verstand, unser

Herz, unsere Sitten und Lebensart können darinnen verbessert werden. Der Kenner und der Einfältige, der Hohe und Niedrige, der Witzige und der Unwitzige, der Kluge und der Thor, können alle bey einem guten Stücke ihr Vergnügen und ihre Vortheile finden, obgleich auf unterschiedene Weise. Und eben deswegen verdienet der Zeitvertreib der Comödie in der Republik einen Vorzug vor vielen andern, weil er so allgemein ist. Es ist wahr; man könte die Comödie, als ein gutes Gespräch zu Hause lesen, und auch Vergnügen, Nutzen, und wohl einen Vortheil der Zeit dabey finden. Aber, bedenken Sie nur, Madame, daß eben durch die öffentliche Vorstellung auf dem Theater die Comödie erst recht brauchbar wird. Sie bekömmt durch die Geschicklichkeit der Acteurs ihr Leben. Hundert Leute würden sie entweder gar nicht lesen, oder aus Trägheit nicht genug dabey empfinden, wenn die Vorstellung wegfiele. Es wird auf der Schaubühne alles begreiflicher und sinnlicher. Wenn die Thoren nicht durch das Vergnügen der Action vor das Theater gelockt würden: Glauben sie wohl, daß sie etwas anhören würden, was sie oft nicht wissen wollen? Die beste Comödie verliert ihre Kraft, wenn sie nicht Aufmerksamkeit findet. Und man lieſt doch meistens, oder läßt sich solche Stücke lesen, weil man mit seinem Nachdenken dabey müßig seyn will. Ein guter Acteur ist bey dieser Krankheit der beste Arzt. Er zwingt uns durch seine Geschicklichkeit die Aufmerksamkeit unvermuthet ab, und nimmt uns durch das Stück mit sich hindurch, ehe wir wissen, daß wir ihm schon so weit nachgefolget sind. Wenn also witzige und moralische Gespräche auf der Stube gleich ebenfalls Vergnügen und Nutzen bringen können: so sind doch die Comödien, in so weit sie öffentlich vorgestellet werden, weit kräftigere und allgemeinere Mittel, diese

dop=

doppelte Absicht zu befördern. Mancher hat wenig oder keine Gelegenheit, etwas munteres und witziges zu lesen und zu hören; diesem verschaft sie das Theater. Mancher würde den Abend auf seinem Lehnstuhle vergähnen, oder sein Geld auf dem Caffehause verspielen, oder in einer elenden Gesellschaft die Zahl der Schwätzer vermehren, wenn er nicht den öffentlichen Zeitvertreib des Theaters haben könte. Setzen Sie nur zum voraus, daß die wenigsten so viel Klugheit besitzen, sich ein vernünftiges Vergnügen zu machen, und daß doch die meisten immer ein Vergnügen suchen: so werden Sie sehen, wie nöthig es ist, dem Volke in einer großen Stadt solche öffentliche Vergnügungen anzubieten, als gute Comödien und Trauerspiele sind.

Was die Kostbarkeit dieses Zeitvertreibs anlanget, so gebe ich Ihnen gerne zu, daß ieder, der die Comödie zu oft besucht, er bezahle nach seinem Stande den theuersten oder den wohlfeilsten Platz, in seiner Art eine Verschwendung begehen kann, wenn er sich dadurch die Mittel zu nöthigen, oder zu liebreichen Ausgaben entziehet. Aber kann man nicht eine Eintheilung machen? Kann man sich sein Vergnügen nicht zuweilen versagen, und das Geld dafür zu einer Gutthat anwenden? Endlich sollte ich glauben, daß, wenn auch die Comödie Gelegenheit zum Aufwande gäbe, sie deswegen noch nicht einzustellen wäre. Man schliesse alle Theater zu; dennoch werden diejenigen, die sich für ihr Geld vergnügen wollen, noch nichts ersparen. Sie suchen andere Gelegenheiten. Und ist es denn nicht besser, daß sie eine solche suchen, wo man für ein vernünftiges Vergnügen gesorgt hat?

Es könte vielleicht den meisten Klagen wider das Thea-

ter abgeholfen werden. Erstlich sollten die Comödianten einen geschickten und edelgesinnten Aufseher haben, dessen Urtheile sie alle Stücke unterwerfen müßten, welche sie aufführen wollten Dieser vernünftige Mann und Kenner des Theaters würde kein mittelmäßiges Stück, keine närrischen Possenspiele auf das Theater lassen. Er würde so gar in den guten Stücken die freyen und anstößigen Stellen wegwerfen, und also sorgen, daß beyde Geschlechter ohne Gefahr alle Comödien anhören könten, und nie die einen bey dem Händeklatschen der andern die Augen niederschlagen dürften. Das Alter und die Jugend, verheirathete und ledige Personen müßten alle Stücke sicher besuchen können. Um gute Köpfe aufzumuntern, für das Theater zu arbeiten, und schöne Stücke zu liefern, müßte der Aufseher die Freyheit haben, die Einkünfte für die erste oder zweyte Aufführung des Stücks dem Poeten zu geben, wie in andern Ländern geschiehet. Ferner müßte ein Abend für die Armuth, oder zu andern guten Anstalten ausgesetzt werden. Wie sehr wurde dieses den Poeten und den Acteur ermuntern, wenn jeder wüßte, daß er durch seine Mühe heute ein öffentlicher Wohlthäter würde! Die Comödianten müßten eine ansehnliche Besoldung und einen gewissen Rang bekommen, damit sie ordentlich und anständig leben, und die übeln Vorwürfe von ihrem Stande ablehnen könten, welche man, ihnen und der Comödie zur Schande, vielleicht oft mit Recht, und oft mit Unrecht, zu machen pflegt. Wenn die Comödie so eingerichtet wäre, wie sie seyn sollte: so wäre ein guter Acteur ein sehr nützliches Glied in der Republik, und kein wackerer Mensch würde sich schämen dürfen, eine solche Stelle zu verwalten. Das Theater müßte auf öffentliche Kosten erhalten werden. Man müßte beständig für gute Musik sorgen, da-

mit

mit auch auf dieser Seite das Vergnügen der Zuschauer befördert würde. Diese Anstalten sind alle leicht auszuführen, wenn sie von einer hohen Hand, oder von einer ganzen und reichen Stadt unterstützt werden.

Und wenn die Comödie eine solche Gestalt gewönne: so sehe ich nicht, was man für ein unschuldiger und lehrreicher Vergnügen haben könte. = = =

Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung ꝛc.

Sieben und zwanzigster Brief.

Liebe Madame!

Ich bedanke mich für Ihre kurze und leichtfertige Antwort, und melde Ihnen zugleich, daß ich unter vierzehn Tagen nicht werde an Sie schreiben können. Ich habe acht Briefe von acht Frauenzimmern zu beantworten; einen von Lorchen, einen von = =. Sehen Sie was es für Mühe macht, wenn man gar zu glücklich ist! Ich kann sie nicht einmal alle überzehlen; doch Sie werden mir schon auf mein Wort glauben Es ist wahr, es ist unter allen den Briefen keiner so schön geschrieben, als der Ihrige; allein ich finde doch auch in allen mehr Freundschaft, als in dem Ihrigen, und mehr Verlangen nach einer Antwort. Sie müßten also sehr ungerecht seyn, wenn Sie mirs übel nehmen wollten, daß ich unsern Briefwechsel so lange unterbreche, bis ich diesen guten Freundinnen geantwortet habe. Ich sage Ihnen dieses nicht deswegen, als ob ich glaubte, daß Sie viel Ueberwindung nöthig hätten, meine Briefe zu entbehren; nein, bloß um Sie zu überführen, daß ich auch eine Schul-

digkeit, die Sie mir leicht erlassen würden, nicht ohne die geringste Ursache verabsäume. Bin ich nicht bis zum Erstaunen gewissenhaft?

Acht und zwanzigster Brief.

An den Herrn Sekretär K**.

Wenn Sie wüßten, wie lieb ich Sie hätte, und wie lieb ich Sie stets haben werde, und wenn Sie zugleich wüßten, daß ich künftig eben nicht fleißiger an Sie schreiben werde, als zeither: so würden Sie etwas wissen, das nicht recht zusammen hängt, und das dem ungeachtet sehr wahr ist. Ich weiß nicht, was ich für ein ungezogener Mensch werde. Ich schreibe gar nicht gern mehr Briefe. Es liegen ihrer mehr als ein halbes Hundert auf dem Fenster, die ich seit Ostern hätte beantworten sollen. Ich weiß nicht, wie viel darunter von Ihnen sind; allein ich mag es auch nicht wissen. Ich müßte suchen, und wenn ich suchte; so würde ich viele andere finden, die ich gar nicht sehen mag. Also mögen sie alle liegen. Wenigstens weiß ich einen von den Ihrigen auswendig. Sie lobten mich darinnen, und zwar recht hübsch. Sie führten mir auch einen Lobspruch aus einer gewissen Schrift an, dafür ich Ihnen sehr danke, und dafür ich Ihnen, ungeachtet aller meiner Eitelkeit, noch mehr danken würde, wenn Sie mirs demonstriren könten, daß ich ihn in der That und von eben der Seite her verdiente. Ich hatte kurz vor dieser Nachricht das Vergnügen, den Verfasser dieser Schrift bey mir zu sehen, ohne es damals zu wissen, daß er der Verfasser und mein Lobredner war. Es ist ein vernünftiger und artiger

ger Mann; aber doch nicht so gar artig, wie Sie. Sagen Sie mir doch, wo sind Sie denn itzt? In Danzig? Behüte der Himmel! Nun wo denn? Wieder in Amsterdam? Noch weniger. Also müssen Sie doch auf Ihrem Tusculan seyn? Ja freylich! Nun, das ist mir sehr lieb. Habe ich können nach Niedersachsen reisen, vier und vierzig Meilen in kurzer Zeit reisen: so werde ich doch auch = = =. Erschrecken Sie nur nicht, wenn jemand Fremdes binnen hier und Michael in Ihr Landgut gefahren kömmt. Mehr will ich Ihnen nicht sagen. Ich bin Ihr ꝛc. ꝛc.

Neun und zwanzigster Brief.

Madame!

Ob ich bald wieder nach Leipzig kommen werde? Das weiß ich nicht; vielleicht komme ich gar nicht wieder. So verächtlich Sie auch von meiner kleinen Vaterstadt urtheilen, und so leicht man sie auch mit einem Dorfe verwechseln kann: so gefällt mirs doch an keinem Orte in der Welt besser. Nirgends, Madame, es ist mein wahrer Ernst, nirgends geht die Sonne so schön auf, nirgends sieht der Himmel so blau aus, nirgends scheint der Mond so hell, und nirgends erfrischen Luft und Wasser so, als an dem Orte, wo ich gebohren bin.

Non, l'air n'est point ailleurs si pur, l'onde si claire,
Le saphir brille moins, que le Ciel, qui m'eclaire,
Et l'on ne voit qu'ici, dans tout son appareil
Lever, luire, monter & tomber le soleil.

Diese vier Verse möchte ich meinem Geburtsorte zu Ehren,

ren, herzlich gern für meine eigene Arbeit ausgeben, wenn ich wüßte, daß sie niemals über das Gedichte des Herrn **Bernis** sur l'amour de la patrie kämen. Ach, Madame, thun Sie mirs doch zu gefallen, und glauben Sie, daß die Lerchen, die ich itzt singen höre, weit annehmlicher, weit natürlicher singen, als die um Leipzig. Ich sitze eben itzt unter den beyden Linden, die mein Vater in dem Jahre meiner Geburt hat setzen lassen, damit sie mit mir aufwachsen sollten. Was für unschuldige Freuden fühle ich unter diesen freundschaftlichen Bäumen, die mit Fleiß heute mehr Schatten werfen, die heute mit Fleiß süßer auf mich herab duften, weil es mein Geburtstag ist. Seyd mir geseegnet, schattenreiche Bäume! und du, grünende Hecke! die ich mit meiner eigenen Hand erbauet habe, in dir sitze noch einst der Sohn meines besten Freundes, und erinnere sich seines Vaters und meiner mit freudigen Zähren! Vergeben Sie mir diese kleine Enthusiasterey, Madame, sie hat gar zu viel Wollust für mich. Wenn Sie mich nur unter meinen Zeitverwandten, unter meinen Bäumen, itzt sollten sitzen sehen!

Hier, wo ich frisch bekränzt, als Knabe froh gesessen,
  Als Jüngling mich gewußt zu freun;
Hier will ich heut, als Mann, des Lebens Müh vergessen,
  Und noch einmal ein Jüngling seyn.

Wie ein Wandrer von der Höhe die Hälfte des zurück gelegten Weges betrachtet: so sehe ich in diesem Augenblicke von meinem dreyßigsten Jahre bis in die Jahre meiner Kindheit herab. Hier beschäfftigt mich ein Auftritt der Freude, dort ein Auftritt der Traurigkeit. Hier kömmt mir eine gute Absicht entgegen, und hält mein Auge lange auf; dort eine Thorheit, und wieder eine; und o wie geschwind sehe ich weg! Ich zähle meine ge-

sunden und frohen Tage, und sehe dankbar gen Himmel; ich zähle die kranken und traurigen, und schlage die Hände freudig zusammen, daß sie überstanden sind. Bald bin ich ein Schüler bald ein Autor, bald ein Freund, bald ein Liebhaber, bald ein Client, bald = = = Nein, hier sehe ich eine leere Scene. Zu der stolzen Rolle eines Patrons, hat mich mein gutes Schicksaal noch nicht bestimmen wollen. Ich habe zwar ein paar guten Freunden einmal zu Aemtern geholfen; allein sie verdienten sie; sie waren auch viel klüger und geschickter als ich, und also bin ich wohl noch kein rechter Patron gewesen.

Itzt sehe ich meine alte Mutter auf mich zukommen. Doch nein, sie sieht daß ich schreibe, und schleicht ganz behutsam auf die andre Seite. Die liebe Mutter! Aber bald will ich sie herhohlen, und mich an ihrem freundlich frommen Gesichte, an ihren ehrwürdigen weißen Haaren, die ganze Mahlzeit über recht satt sehen. Ich bewirthe sie diesen Mittag.

Komm, die du mich gebahrst, hier, Theure, setz ich heute
Mich voll Entzückung zu Dir hin,
Freu mich, daß Du mich liebst, freu mich an Deiner Seite,
Daß ich von Dir gebohren bin.

Freylich mag der Anblick meiner Mutter viel zu der Schönheit dieser Gegend beytragen. Alles, was sie redet und thut, ist Liebe und Gewissen. Lassen Sie mich immer ein Herz loben, Madame, mit dem Sie so viel Aehnlichkeit haben. Letztens liest ihr meine Schwester aus einer von meinen Schriften etwas vor. Sie lächelt die ganze Zeit über. „Das hat er ganz hübsch gegeben, fängt sie „endlich an. Wer muß ihm doch das alles gesagt ha„ben? = = Er hat es doch auch selbst gemacht? = = Ich ha„be freylich wohl eine Freude, wenn ich ihn loben hö„re = =

„ re = = Die Leute werdens doch aufrichtig meynen = = Ich „ höre, daß er zuweilen in seinen Schriften von der Lie= „ be redet, und äusserlich thut er nun gar nicht, als ob „ er dem Frauenzimmer gut wäre = = Je nun, man kann „ ja einander in allen Ehren gut seyn. = = Er ist stets still „ und eingezogen gewesen „. = = Ja, Madame, ich gefalle mir in diesem mütterlichen Lobe, voll natürlicher Unschuld, mehr, als wenn mich eine ganze Nachwelt gelobt hätte. Wie glücklich bin ich, daß ich von ihr abstamme! Endlich nähert sie sich mir. Sie hat gewiß unter der Zeit für mich gebetet. Nun sollten Sie noch bey uns seyn, Madame, so wüßte ich mir keinen glücklichern Tag in meinem Leben, als den heutigen. Ich werde Ihnen zu Ehren heute wohl im Grünen ein Glas Wein mehr trinken, und meine Mutter, die sonst nur ein halbes trinkt, will ich zu einem ganzen verführen. Ja, das wollen wir thun, wir wollen Ihre Gesundheit trinken. Ich dächte, ich hätte Ihnen genug geschrieben! Leben Sie wohl.

Dreyßigster Brief.

Madame!

Wie froh bin ich, daß die Brunnencur zu Ende ist; nun darf ich wieder schreiben. Bedenken Sie nur, acht Wochen lang habe ich keine Feder ansetzen dürfen, so barbarisch ist der Medicus mit mir umgegangen. Mein Herr, sprach er, als ich die Cur anfieng, ich kenne Sie, ich weiß, daß Sie gern sitzen und schreiben; allein, ich sage es Ihnen, Gift werden Sie trinken, und keinen Brunnen, wenn

Sie

Sie Sich nicht von allen Verrichtungen los machen. „ Aber, sagte ich, darf ich denn nicht wenigstens „ drey oder vier Briefe von guten Freundinnen bey meiner Cur beantworten? Das wird mir doch nichts schaden? „ Was? Nichts schaden? Drey oder vier Briefe an Frauenzimmer bey der Brunnencur? Mein Herr, Sie mögen wohl ein guter Poet seyn: aber nehmen Sie mirs nicht übel, von der Medicin verstehen Sie nicht den Kukuk. Wollen Sie denn die Diät besser wissen, als ein alter Prakticus? Ich sage es Ihnen kurz, Sie dürfen nicht eine Feder in die Hand nehmen, bis die funfzehnte Flasche rein ausgetrunken ist. Der Pirmonter Brunnen ist ein Brunnen, bey dem man an nichts, am allerwenigsten an ein Frauenzimmer, denken darf ‒ ‒ ‒.

Alle meine Bitten halfen nichts. Er prophezeyte mir so viele Krankheiten, daß ich ihm in der Angst zuschwur, keine Feder anzusetzen. Der böse Mann hat mich so lange vom Briefschreiben abgehalten! Das soll die lezte Brunnencur seyn. Verlassen Sie sich darauf, und erlauben Sie mir, daß ich mich nicht weiter entschuldigen darf. In dem Briefe an Ihre Frau Schwester habe ich zwar eine böse Hand, als die Ursache meines Stillschweigens, vorgewendet; doch dort habe ich, als ein Poet, geredet. Gönnen Sie mir nur die Ehre Ihrer Freundschaft ferner, und glauben Sie nicht, daß ich ein nachläßiger Freund bin, weil ich ein nachläßiger Correspondent bin. Was macht Ihr Herr Liebster? Befindet sich Ihre Jungfer Tochter noch wohl? Denken beyde manchmal an mich? Ich denke sehr oft an Sie, und allezeit empfehle ich mich Ihrer Freundschaft.

Ein und dreyßigster Brief.

Madame!

Meine Hand ist nunmehr so gesund, als ich mir nur wünschen kann. Ich habe mir auch diese Messe Federn und Papier, alles, was zum Briefschreiben nöthig ist, gekauft, und ich sehe nicht, was mich abhalten sollte, binnen hier und Weyhnachten etliche hundert Briefe an Sie zu schreiben, wenn Sie mir nicht ausdrücklich befehlen, weniger freygebig damit zu seyn. Was werde ich Ihnen in den vielen Briefen nicht alles sagen? Und vielleicht doch noch nicht so viel, als ich wünsche. Und was werde ich in Ihren Antworten für liebe Sachen lesen? Und vielleicht nur gar zu viel, die ich nicht verdiene. Ja, Madame, wenn Sie diese Messe zu uns gekommen wären, wenn Sie Doris, wenn Sie Aemilien mitgebracht hätten: so wollte ich gleich einen Brief in Versen an Sie schreiben. Allein wovon?

Ja wohl! wovon wollt ich denn singen?
Doch, Sylvia, was frag ich erst?
Ist unter tausend schönen Dingen,
Wovon die Dichter gerne singen,
Wohl eines, das du lieber hörst,
Wohl eines, das du mehr verehrst,
Wohl eins, von dem ich lieber schriebe,
Da Du mich seinen Werth selbst durch dein Beyspiel lehrst,
Als der Geschmack, und als die Liebe?

Aber, weil Sie nicht gekommen sind: so will ich das Gedichte versparen, bis Sie kommen, und Sie in Prosa bitten, Ihrem Herrn Liebsten etliche finstere Gesichter zu machen, wenn Sie anders dazu fähig sind, daß er mich

nicht

nicht besucht hat. Ich habe ihn recht aufrichtig zu mir gebeten, und die Stunde, da man Caffe trinkt, bin ich gewiß zu Hause, und am ersten für einen guten Freund gemacht. L = = der böse Mensch, ist gewiß Schuld daran. Wenn er nur stürbe, daß ich und Sie, und vielleicht auch Aemilie, der Marter loß würden, ihn alle Tage fehlen zu sehen. Wie sind Sie und Doris und Aemilie mit der schwedischen Gräfin zufrieden? Wäre es besser, wenn sie nach dem ersten Theile gestorben wäre? Aemilie wird vermuthlich gewaltig viel an der Frau Gouverneurin, und noch mehr an dem armen zärtlichen Cosakenmädchen auszusetzen haben. Doch, was kann ich dafür, daß die Frauenzimmer in Siberien empfindlicher sind, als sieben Meilen von Leipzig? Leben Sie wohl.

Zwey und dreyßigster Brief.

Hochzuehrender Herr und Freund!

Ich bin Ihnen sehr lange eine Antwort schuldig. Was denken Sie von mir? Ich könte mich weitläuftig entschuldigen, und unter vielen Hindernissen eine weite Reise nach Niedersachsen anführen; aber ich will es lieber Ihrer Freundschaft überlassen, mir meine Langweiligkeit auf Treu und Glauben zu vergeben. Sie haben in Ihrem letzten Briefe einen Trost von mir verlangt, und ich will wünschen, daß Sie ihn itzt nicht mehr bedürfen, und daß die Zeit das bey Ihnen ausgerichtet haben mag, was im Anfange die stärksten Gründe nicht von uns erhalten können. Wenn Sie auch noch zuweilen klagen müssen: so bin ich doch zu sehr Ihr Freund, als daß ich Sie in Ihren gerechten und süssen Klagen

stören wollte. Nein, verehren Sie immer ein Herz durch Betrübniß, und Sehnsucht, das Ihrer Liebe so sehr werth war, und verdienen Sie sich dadurch eins, das dem verlohrnen gleicht. Ich wünsche und gönne es Ihnen vor vielen andern, und bin mit aller Hochachtung ꝛc.

Drey und dreyßigster Brief.

Hochwohlgebohrner Herr!

Schreiben Sie mir nicht mehr so schöne Briefe, wie der letzte war, ich stehe sonst nicht dafür, daß ich nicht ein wenig eifersüchtig auf Sie werden sollte, so sehr ich Sie auch liebe. Das hilft nichts, daß Sie mir sagen, Sie müßten itzt wieder eine ganz neue Schreibart annehmen. Sie schläfern mich mit dieser kleinen List gar nicht ein. Ich sehe es doch wohl, daß Sie über der Sprache der Kanzeley die Sprache der Welt nicht vergessen, und in Ihren Briefen eben so schön deutsch schreiben werden, als ob Sie niemals mit Acten etwas zu thun gehabt hätten. Im Ernste, Sie haben mir durch Ihren Brief eine ausnehmende Freude gemacht, für die ich Ihnen um desto mehr Dank weiß, weil ich mir dadurch bald eine neue zu verdienen hoffe. Ich soll Ihnen eine Beschreibung von der Universität = = = machen; allein ich weiß Ihnen nicht viel zu sagen, als daß es an diesem Orte wohlfeil ist, daß die Professoren fleißig lesen, und die Studenten ziemlich frey, wo nicht gar wild, leben. Ihre ganze Moral scheint diese zu seyn: Wer fleißig und richtig in die Collegia geht; wer seine vier bis fünf Stunden des Tages hört, der kann nachdem machen, was er will. Er mag trinken, er mag spielen, er mag sich her-

rum schlagen, er mag sich andern Ausschweifungen überlassen, das hat nichts zu sagen, er bleibt allemal ein wackerer Student; und die Seele des Studierens ist die Freyheit. Kurz, ihre Sitten sind etwas cynisch. Dem ungeachtet glaube ich ganz gern, daß man ein gelehrter und gesitteter Mann auf dieser hohen Schule werden kann, wenn man nur will; allein ich würde keinen Sohn dahin thun, und wenn er umsonst da leben könte. Ein Ort, der für die guten Sitten gefährlicher ist, als ein andrer, mag sonst noch so viele Vortheile haben, es fehlt ihm doch der vornehmste. In Ansehung der Collegien ist dieses noch gut, daß man sie fast alle in einem Jahre zweymal hören kann. So viel weiß ich ungefähr von dieser Akademie; allein ich weiß es nur aus den Erzehlungen der andern. Ich selbst bin niemals da gewesen, und ich möchte nicht gerne, daß Sie meine Beschreibuug für authentischer hielten, als ich sie ausgebe. Beehren Sie mich ferner mit Ihrer Freundschaft, mit Ihren Briefen und Ihren Commißionen. Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung ꝛc.

Vier und dreyßigster Brief.

An den

Herrn Grafen von L***.

Ich ersuche Sie gehorsamst, mir in dieser Messe eine Gelegenheit zu verschaffen, daß ich Ihrem gnädigen Papa aufwarten kann. Ich komme in keiner gefährlichen Absicht;

Nicht in der Stellung der Clienten,
Um mit erseufzten Complimenten,
Mit einer Bittschrift ihm zu drohn ‥.
Nein, ohne Dedication,
Und ohn ein Lob auf seinen Sohn,
Und ohne meins ihm zu erzehlen,
Such ich das Glück allein,
Mich einem Manne zu empfehlen,
Der würdig war, so groß zu seyn.

Sie wissen es, ich dränge mich gar nicht in die Antichambern der Grossen, und ich weiß nicht, ob ich zu blöde, oder zu bescheiden, oder zu stolz dazu bin: aber Ihrem Papa möchte ich herzlich gerne meine Aufwartung machen. Mir ist dieses ein Beweis, daß ich ihn aus bloser Hochachtung zu sehen verlange; ich weiß nicht, ob ers Ihnen auch seyn wird. Freylich wäre es ein Unglück für einen Mann von großen Verdiensten, wenn alle Leute ihre Hochachtung so weit treiben wollten. Doch das thut nichts. Das Verlangen, Ihrem gnädigen Papa meine Ehrerbietung zu bezeigen, ist zu groß, als daß mich dieser Gedanke aufhalten sollte. Ich wiederhole meine Bitte, und habe die Ehre zu seyn ꝛc.

Fünf und dreyßigster Brief.

An den

Herrn Rittmeister von B**.

Ich erhalte gestern die erste, und heute die andre Ordre zum Aufbruche nach M‥; und da ich den Ueberbringer des Briefes frage, ob die Kutsche vor meinem Hause stünde, so sagt er mir ganz sinnreich, sie wäre schon

gestern

gestern wieder nach M== gegangen. Wundern Sie sich also ja nicht, daß ich heute nicht mit einer Gelegenheit komme, die gestern schon abgegangen ist. Vielmehr erlauben Sie mir, daß ich mich über einen Irrthum unter den Bedienten, und über meine Thorheit, mich über Kleinigkeiten zu ärgern, wirklich ärgern darf. Ich mache gestern Abends mit vieler Mühe noch einige Dinge fertig, die mich nicht wollten reisen lassen. Ich sitze so lange darüber, daß ich die Nacht übel schlafe. Ich ziehe mich frühe zur Reise an, und warte auf die Rosse, die mich zu Ihnen bringen sollen, und siehe, es kömmt endlich der Bediente des Herrn Stiftsraths, und bringt mir die erfreuliche Nachricht, daß meine Mühe umsonst ist. Ich hätte dem Menschen gerne das Dintenfaß an den Kopf geworfen, wenn er mich nicht versichert hätte, daß er und seine Collegen unschuldig wären. Doch vielleicht soll ich nicht mehr nach M== kommen. Besuchen Sie mich diese Feyertage, so ist der Schade gehoben. Ich bin immer noch, bis zum Erstaunen, Ihr guter Freund.

Sechs und dreyßigster Brief.

An eben denselben.

Sie werden vielleicht glauben, ich würde so gütig seyn, und einmal aufhören, an Sie zu schreiben, weil Sie so sinnreich sind, und mir nicht antworten. Allein dis will ich eben nicht. Ich vermuthe, daß Ihnen meine Briefe zur Last sind, und deswegen will ich fortfahren, ihre Anzahl mit jedem Posttage zu vermehren. Man kann sich an einem, der nicht gerne zuhört, nicht besser

rächen, als wenn man ohne Aufhören plaudert, und an einem, der nicht antworten will, nicht besser, als wenn man ihm Briefe über Briefe schickt. O! werden Sie, mit zehn finstern Minen, herausfahren: der Mensch muß doch auf der Welt nichts zu thun haben, weil er stets an mich schreibt. Sie irren sich, Rittmeister, ich habe Arbeit genug, und wenn ich Ihnen nicht einen Verdruß machen wollte: so würde ich ganz gewiß keine Zeit zum Schreiben haben. Aber ich dächte, Sie sähen auch aus meiner Schreibart, daß ich nicht ganze Tage zu einem Briefe an Sie brauchte. Ich schreibe mit Willen nachläßig und von nichts, damit Sie recht böse werden, und mir endlich in der Hitze einmal schreiben mögen, daß ich zu schreiben aufhören soll. Durch diese List denke ich noch vor Ihrem Ende eine Antwort heraus zu locken. Heute ist Sonnabend verlassen Sie sich darauf, auf den Montag sollen sie wieder einen Brief haben, darinnen noch weniger steht, als in dem itzigen. Wegen des Porto wollen wirs so machen, daß ich einen um den andern frankire; auf diese Weise geben Sie nichts mehr, als wenn Sie mir allemal antworteten. Bin ich nicht billig? Leben Sie wohl, wenn Sie anders noch leben.

Sieben und dreyßigster Brief.

An eben denselben.

Im Ernste, liebster Herr Rittmeister, ist es denn nicht möglich, daß Sie nur einige Stunden nach H== kommen können? Sie würden meinem ganzen Hause eine unendliche Freude machen. Wir sind alle beysammen, und es geht ganz abscheulich vornehm zu. Ich fertige

daher

daher einen Expressen an Sie ab, um zu erfahren, ob es nicht möglich ist, Sie bey uns zu sehen. Kommen Sie, wenn ich Ihnen anders lieber bin, als der Herzog. Hören Sie? Ohne Verzug sollen Sie kommen. Wir haben mehr denn hundert Scheffel Haber, und ganze Böden voll Heu für Ihre Pferde und Maulthiere. Gienge es aber ja nicht an, welches doch der Himmel nicht wolle: so will ich nach R = = kommen, welches nicht weit von Ihrem Lager liegt. In diesem Dorfe habe ich einen Anverwandten, den Pastor, der ein rechter frommer Mann ist, und dort will ich Sie sprechen, und Sie einseegnen lassen, weil Sie doch nicht mit dem Leben davon kommen werden.

Acht und dreyßigster Brief.

An eben denselben, in das Lager.

Wo dächten Sie, daß ich wäre? In Ihrem Lager? Nein. In der A = = bey Ihrer Freundin? Auch nicht. Wo denn? In dem Dorfe wo Sie heute gewesen sind. Hier erwarte ich Sie, und sage Ihnen einmal für allemal, daß Sie morgen frühe mit mir nach H = = reisen, und die Vaterstadt Ihres besten Freundes in ganz Deutschland sehen müssen. Meine Mama, meine Schwestern, Christiane, Dorchen, und der ganze Rath in corpore erwarten Sie. Meine Mutter hat bloß Ihrentwegen sechs Kapaunen, noch weit mehr Enten und vier Truthüner abschlachten lassen, weil ich ihr gesagt habe, daß Sie außerordentlich stark äßen. Ich dächte, Sie kämen noch heute nach R = = und bewillkommten mich auf das solenneste. Ich erwarte Sie, oder Ihre Antwort,

oder

oder Ihren Gottfried. Der Herr Pastor in R = = nebst seiner Frau Liebste bitten um Ihre Wiederkunft. Sie haben Sie recht gelobt ꝛc.

Neun und dreyßigster Brief.

An eben denselben.

Dem Himmel sey tausendmal Dank, daß Sie noch leben! Ich bin von Herzen erschrocken, als ich die Nachricht von dem unglücklichen Treffen in Schlesien erhielt: aber ich habe gewiß mehr Ihrentwegen, als wegen der Niederlage, gezittert. Mir ist es sehr gleichgültig, wer Schlesien oder Böhmen beherrscht, und ich gönne es iedem, dem es das Schicksaal überlassen will. Doch, Sie über diesem Streite zu verlieren, würde genug seyn, es weder einem Könige, noch einer Königin, zu gönnen. Es ist ein großes Glück, daß Sie der Gefahr unbeschädigt entgangen sind; allein, es würde ein noch viel grösseres seyn, wenn ich wüßte, daß Sie niemals wieder in die Gefahr des Lebens kommen würden. So lange Sie im Felde stehen, das ist, so lange Sie sich auf den ersten Wink eine Ehre daraus machen müssen, Ihren Feind entweder umzubringen, oder von ihm umgebracht zu werden: so lange habe ich noch alles Ihrentwegen zu fürchten. Welcher armseelige Soldat würde ich geworden seyn! Kann man nicht anders berühmt werden, als wenn man der Liebe zum Leben entsagt: so will ich lieber hinter dem friedfertigen Pfluge verzagt leben, als auf dem fürchterlichen Bette der Ehren mit Tapferkeit sterben. Es ist wahr, man kann nie ohne Bewunderung an einen Helden denken; aber auch nie, ohne ihn zu bedauern,

daß er ein Held geworden ist. Ist es möglich, so vergessen Sie den Lorbeer, den man durch sein Blut erkaufen muß. Was hilft es mir und allen Ihren Freunden, wenn Sie hundert Feinde mit eigner Hand erlegen, und dabey das Leben verlieren, oder zerstümmelt zurück kommen? Ich werde Sie weit höher schätzen, wenn Sie mir bey Ihrer Zurückkunft gestehen werden, daß Sie die Gefahr menschlich vermieden hätten, als wenn Sie mir sagen, daß Sie Ihr Leben mit Vergnügen an diesem und jedem Orte gewagt. Nein! Zu unsrer Freundschaft brauchen wir die Tapferkeit nicht; sie ist ihr vielmehr schädlich. Ist denn die Welt etwa nicht schön genug, daß man recht darnach eilen sollte, sie nicht länger, als zwanzig oder dreyßig Jahre, zu genießen? Doch was mein Bitten nicht ausrichten kann; das wird vielleicht die Liebe für Ihre Freundin bewerkstelligen. Sie erhalten dismal drey Briefe zugleich von ihr, und sie weint alle Tage um Antwort: Schreiben Sie ja, und wenn Sie auch zu Pferde, und auf den Vorposten schreiben sollten. Veränderliches ist nichts mit ihr vorgegangen. Sie betet einen Tag, wie alle Tage, für Ihr Leben; sie seufzt nach Ihrer Wiederkunft; sie thut neue Gelübde; sie ließt Ihre Briefe; sie schickt nach allen Zeitungen, und zittert, indem sie ließt; sie klagt über mich, wenn ich sie trösten will. Dis sind ihre täglichen Verrichtungen. Der Feldbothe kömmt. Leben Sie wohl, wenn man anders im Felde wohl leben kann. Ich wünsche es Ihnen von Herzen, denn ich bin vor tausend andern ihr Freund ꝛc.

Vierzigster Brief.

An eben denselben.

Ew. Excell. haben mir durch einen von Dero Leuten = = = Was mache ich doch? Nehmen Sie es ja nicht übel, Herr Rittmeister, daß ich Sie Ew. Excellenz genennet habe. Indem ich den Brief anfangen will: so stelle ich mir vor, wie Sie einmal, als General, aussehen würden. Ich sahe Sie in einem Gesichte mit großen Falten; und in den Minen, wo sonst Liebe und Zärtlichkeit gewohnt hatten, herrschten jetzt das Alter und der Krieg. Sie trugen eine schwarze Perüke, und sahen recht fürchterlich ehrwürdig aus. Ich stehe nach meiner Meynung vor Ihnen, und weil ich in der Angst nicht weiß, was ich sagen soll: so fange ich in Gedanken an zu sagen: Eure Excellenz haben mir durch einen von Dero Leuten befohlen 2c. und in Gedanken schreibe ich diese Worte aufs Papier. Es ist mir auch ganz lieb. Denn bey dieser Gelegenheit habe ich doch eine Seite vollgeschrieben, und Ihnen zugleich eine versteckte Erinnerung gegeben, daß Ihre Schönheit nicht ewig währen wird. Worauf sind Sie also so stolz? Es ist noch um einen Feldzug zu thun: so ist Ihr ganzer Reiz verlohren. Es haben mich schon viele Officier versichert, der Feldzug in Böhmen hätte Sie so entstellt, daß Sie sich kaum mehr ähnlich sähen. Kommen Sie nur wieder nach Sachsen; man wird sich nicht sehr um Sie zanken. Was habe ich Ihnen denn gethan, mein lieber = = höre ich Sie sagen. So? Ist dieses nichts, wenn Sie nicht an mich schreiben, und so kaltsinnig mit mir umgehen, als wenn ich Ihr Feldprediger wäre? Sie dürfen nicht denken, als wenn ich so

ein groſses Verlangen nach Ihren Briefen hätte, und ſie nur gar zu gern läſe. Nein! Ich kann ſie leicht entbehren. Aber Sie ſollen mir doch den Reſpect nicht entziehen, den Sie mir, als Ihrem Freunde und als einem Gelehrten, ſchuldig ſind. Allein, aller Ihrer Kaltſinnigkeit ungeachtet, will ich doch mein Wort halten, und Ihnen das verſprochne Manuſcript überſchicken. Laſſen Sie es aber nicht bey der ganzen Armee herum laufen. Ich will ſehen, ob Sie ins künftige zärtlicher mit mir umgehen werden. Es iſt leyder wahr, daß ich Sie noch liebe: allein wenn Sie mir nicht bald ſchreiben; ſo hoffe es ich vor Oſtern noch ſo weit zu bringen, daß ich in zehen Jahren nicht in die Verſuchung fallen will, an Sie zu denken. Mein Vater erkundigt ſich faſt in allen Briefen nach Ihnen, und damit ich der beſtändigen Anfrage los werde: ſo habe ich ihm ganz treuherzig berichtet, daß Sie an einer Feldkrankheit geſtorben wären. Wenn Sie es aber nicht leyden können, daß er Sie für todt hält: ſo dürfen Sie, weil Sie ohne diß gerne ſchreiben, nur an ihn ſchreiben, und ihm melden, daß Sie zu groſſem Glücke oder Unglücke noch lebten. Ich will mirs gefallen laſſen, und noch einige Zeit ſeyn ꝛc.

Ein und vierzigſter Brief.

Eines Frauenzimmers an einen Freund.

Damit ich Sie recht von meiner Aufrichtigkeit überführe: ſo will ich Ihnen etwas entdecken, was man ſonſt ſorgfältig zu verbergen pflegt. Ich rede ſeit acht

Tagen sehr übel von Ihnen, und lenke in allen Gesellschaften, wo ich Freunde oder Freundinnen von Ihnen antreffe, das Gespräche auf Sie. Man fängt Sie an zu loben, und Ihnen allerhand gute Eigenschaften beyzulegen. Dieses mache ich mir zu Nutze. Ich bejahe es, und thue, als ob ich ihre Verdienste vergrössern wollte, damit man das Böse glauben soll, das ich von Ihnen zu sagen Willens bin. Ich könte Ihnen einige von meinen Erfindungen hersetzen, die Sie gewiß etliche Officierflüche kosten würden; allein, weil Sie die Ungewißheit von dem was ich sage, am meisten quälen wird: so will ich Sie auch darinnen lassen. Wie gefällt Ihnen meine neue Aufführung? Bin ich nicht ein redliches Frauenzimmer, da ich Ihnen auch so gar meine eigne Bosheit nicht verschweige? Es ist wahr, ich thue Ihnen Unrecht; allein wie kann ich mir anders helfen? Ich bin zu bedauern, daß ich keine andere Kräfte habe, Sie wieder zu meiner Freundschaft zu bewegen, als daß ich Ihnen zeige, wie viel ich Ihnen schaden kann, wenn Sie nicht aufmerksamer auf mich sind. So bald Sie es bereuen werden, daß Sie mich letztens ohne Abschied verlassen, und andre mir vorgezogen haben: so bald werde ich aufhören, von Ihnen übel zu reden. Thun Sie dieses: so will ich in allen Gesellschaften durch eben so viel gute Erzehlungen meine ersten Nachrichten widerrufen. Thun Sie es nicht: so fürchten Sie alles von meiner Rache. Ich erwarte, was ich ferner seyn soll; Ihre Freundin oder Ihre Verläumderin.

Zwey und vierzigster Brief.

Hochzuehrender Herr;

Sie versichern mich Ihrer Freundschaft, und ich weiß für diese Ehre nicht dankbarer zu seyn, als wenn

ich

ich Ihnen sage, daß ich wünsche, sie zu verdienen. Fahren Sie mit Ihrer Gewogenheit gegen mich fort, ich bitte Sie darum, und ich werde diese Bitte um desto öfterer wiederholen, weil ich sonst kein Mittel habe, Sie zu überführen, wie hoch ich Ihre Freundschaft schätze. Aber was soll ich auf Ihren Glückwunsch zu meiner Beförderung antworten? Ich habe noch keine erhalten. Doch mein Schicksaal mag über mich beschlossen haben, was es will, und mir eine Versorgung in Ihrer Vaterstadt geben, oder nicht; so habe ich doch Ursache, Ihnen den verbindlichsten Dank zu sagen, daß Sie an meinem noch ungewissen Glück zum voraus Theil nehmen. Es ist Vergnügen genug für mich, daß Sie mirs vor andern gönnen, und daß Sie mirs, wenn ich es erhalten sollte, durch Ihren Umgang noch schätzbarer machen werden. Ich bin 2c.

Drey und vierzigster Brief.

Hochzuehrende Jungfer Schwester!

Ich suche Sie durch diesen Brief von meiner Hochachtung und Freundschaft zu überführen, und der Beweis wird mir sehr leicht werden, wenn Sie mir auf mein Wort glauben wollen, daß das Verlangen, Sie zu sehen und zu sprechen, beynahe die einzige Ursache von meiner Reise nach B-- gewesen ist. In Wahrheit, liebe Jungfer Schwester, so sehr ich Ihren Versprochnen und meine übrigen Freunde, die um ihn sind, liebe: so würde ich mich doch ohne die Hoffnung, Sie zugleich zu finden, nie zu einer Reise von vierzig Meilen entschlossen haben. So weit bin ich in meinem Leben noch nicht

gereist, und ich kann mir auch noch nicht einbilden, daß ich jemals wieder so weit reisen werde; ich, der ich alle mögliche Krankheiten befürchte, wenn man nur von einer Spazierfahrt spricht, und eine Zeit von Tag und Nacht brauche, ehe ich Ja sagen kann. Aber stellen Sie sich auch vor, wie sehr ich erschrocken bin, da ich Sie nicht fand; da ich hörte, daß Sie noch vierzehn Meilen von B = = entfernt wären. Ich hätte lieber geweint, und Ihr Bräutigam hatte genug an mir zu trösten; bedauren Sie mich immer ein wenig, ich verdiene es, und wenn auch das zu viel gefodert ist: so belohnen Sie mich wenigstens dadurch für meine Reise, daß Sie nicht daran zweifeln, daß ich sie in der Absicht unternommen habe, Ihnen meine Hochachtung zu bezeugen, mir Ihre Freundschaft zu verdienen, an dem Vergnügen Ihrer Liebe Theil zu nehmen, und Ihnen alle das Glück zu wünschen, das nur ein Bruder seiner Schwester gönnen kann. Ja, liebe Jungfer Schwester, ich bin recht stolz auf die Ehre, mit Ihnen verwandt zu seyn. Ein Frauenzimmer das G = = r zu seiner Frau wählt, muß außerordentlich gute Eigenschaften haben. Vergeben Sie mir diesen Lobspruch, er geht mir von Herzen, und sehe ihn als eine Pflicht an, die ich der Tugend schuldig bin. Leben Sie wohl, liebste Jungfer Schwester, Ich weiß es gewiß; Sie sind Zeitlebens glücklich, mit Ihrem G = = r glücklich rc.

Vier und vierzigster Brief.

Meine liebe Mademoiselle!

Ich will Ihnen etwas im Vertrauen sagen. Einer von meinen Freunden, der Sie nicht weiter, als

auß

aus Ihren Briefen an mich kennet, und aus etlichen kleinen Beschreibungen, die ihm Herr L== von Ihnen gemacht, hat sich in Sie verliebt. Nehmen Sie sich in Acht, meine liebe Freundin; der Mensch sieht bald, wie Ihr lieber Opitz, aus, dessen Bild und dessen Poesie Sie wohl leyden können; und was wäre leichter, als daß er Ihnen in dieser Miene gefiele, und wenn er Ihnen gefallen hätte, daß Sie ihn am Ende liebten? Gleichwohl weiß ich, daß Sie die Liebe für eine beschwerliche Sache halten. Ich will Sie also recht aufrichtig gewarnet haben, meine werthe Aemilie, hüten Sie sich vor meinem Freunde. Er wird nach G== kommen. Er hat allerhand Mittel gefunden, die ihm die Bekantschaft Ihrer Frau Schwester verschaffen werden. Durch diese will er die Ihrige erhalten, und unter dem Charakter eines guten Freundes will er sich unvermerkt in Ihre Liebe einschleichen. Wenn also ein Mensch mit einer halbfinstern Miene, mit ein paar himmelblauen Augen, wenn sich so ein Mensch vor Ihnen sehen läßt: so zweifeln Sie nicht länger, daß es eben der gute Freund ist, vor dem ich Sie warne. Ich will Ihnen noch Merkmale geben. Er redet wenig in großen Gesellschaften, nnd bemerkt lieber den Witz der andern, als daß er seinen eignen in Ansehen bringen sollte. Er sucht durch eine ungekünstelte Aufrichtigkeit zu gefallen, und er gefällt, weil es sein natürlicher Charakter ist. Nunmehr werden Sie ihn nicht so leicht verfehlen; aber dem ungeachtet gehen Sie nicht oft allein mit ihm um. Die Liebe hat tausend Mittel, unsere Vorsichtigkeit zu hintergehen. Ich kenne Ihren Liebhaber gar zu gut, ich kenne ihn von den ersten Jahren her. Er ist ein Poet; er ist eben so beständig als er zärtlich ist; er redet von der Liebe, ohne die Liebe zu nennen; er scheint oft wider die Liebe zu reden, und macht

macht ihr doch einen verdeckten Lobspruch. Dieses ist es alles, was ich Ihnen in der Eil rathen kann; aber vielleicht habe ich Ihnen schon zu viel gerathen? Vergeben Sie mirs; es ist ein Fehler der Aufrichtigkeit, zu dem mich die Liebe für Ihre Ruhe verleitet hat. Machen Sie mich zu Ihrem Vertrauten, wenn Ihr Liebhaber erscheinen sollte. Ich verdiene diese Belohnnng. Leben Sie wohl.

Fünf und vierzigster Brief.

Mademoiselle!

Ihr unbekanter Liebhaber soll nunmehro nicht zu Ihnen kommen. Ich weiß es selbst nicht recht, warum; aber das kann ich Ihnen gestehen, daß ich ihn eben so sehr von dieser Reise abgerathen habe, als ob ich etwas dabey verlöre. Ich habe ihm auch Ihren letzten Brief nicht vorgelesen, so gerne ich sonst mein Vergnügen mit ihm theile. Er ist freylich mein Freund, aber Ihr Brief war so schön, daß er mich nur allein vergnügen sollte. In Wahrheit, Mademoiselle, Sie vermehren durch Ihren Briefwechsel alle Tage mein Verlangen, Sie von Person kennen zu lernen, und Ihnen meine Hochachtung mündlich zu bezeugen; ja, ich kränke mich, daß mir meine Umstände nicht so viel Freyheit lassen, dieses unschuldige Verlangen zu befriedigen. Giebt es dem wohl ein grösseres Vergnügen, als mit einem vernünftigen Frauenzimmer umzugehen? Fahren Sie fort, mir den Verlust Ihres Umgangs durch Ihre Briefe zu ersetzen, und Ihrem Geschlechte Ehre zu machen. Es wird gewiß, weil Ihnen doch dieser Charakter so wohl gefallen hat;

es

es wird gewiß noch ein Steeley in der Welt seyn, der sich freuen wird, ein Herz, wie das Ihrige ist, zu belohnen. Ich bin ꝛc.

Sechs und vierzigster Brief.

An den Herrn Sekretär K.

Sie sehen wohl, wenn man einen Autor zum Freunde hat: so ist man keine Stunde sicher, daß er uns nicht ein Buch dedicirt, oder uns doch mit einem beschenkt, wir mögen es nun haben wollen, oder nicht. Es kann zum Exempel, seyn, daß Ihnen nicht viel an dem zweyten Theile = = gelegen ist, aber das verschlägt mich nichts; ich schicke Ihnen dieses Buch dennoch, und bilde mir zu meiner Ruhe fest ein, daß Sie es mit Vergnügen lesen werden. Mit diesem unverschämten Irrthume muß sich ein Autor für seine Mühe bezahlt machen; und je weniger ihm die Welt ihren Beyfall geben will, destomehr muß er sich den seinigen geben. Ja, mein lieber K = =, hätten Sie das damals wohl gedacht, als wir noch in der Fürstenschule ganz demüthig in der letzten Classe saßen, daß ich ein so fruchtbarer Scribent werden solte? Nein, Sie haben es gewiß nicht gedacht, gestehn Sie es nur. Aber Sie hätten es denken können? Habe ich nicht in Tertia alle Periodos simplices und compositas, aduersatiuas, concessiuas, cet. in Verse gebracht? Habe ich nicht in Secunda mehr als eine aphthonianische Chrie in ganz hübschen Versen gehalten? Sind dis nicht alles Vorbedeutungen von der Autorschaft gewesen? Ich wollte, daß ich das itzund wäre, was wir uns damals zu

seyn einbildeten, wenn wir beyde bey dem Examen einen öffentlichen Lobspruch bekamen; oder daß ich itzt so vergnügt wäre, als wir wurden, wenn wir auf dem Spazierplane nach einem langen Jahre den Ball einmal schlagen durften. Es waren mit alledem gute Zeiten, und ich wiederhole das Sprüchelchen oft:

Flieht der ersten Jahre Morgen;
O so geht es nicht mehr an,
Daß man die bestimmten Sorgen
Durch den Ball verschlagen kann!

Endlich komme ich zu meiner Bitte. Seyn Sie so gütig, mein lieber Freund, und übergeben Sie dem Herrn Grafen meinen Brief nebst der Beylage, und wenn Sie sich um mich verdient machen wollen, so suchen Sie mir seine Gnade zu erhalten, und mein Glück seiner Vorsorge zu empfehlen. Aber, werden Sie sagen, warum bitten sie ihn nicht selbst? Es ist wahr, es ist ein Fehler von mir; doch ich kann mir nicht helfen. Ich bin verschämt, die Zahl der Supplicanten zu vermehren, und einen großen Herrn mit meinen Angelegenheiten zu beschweren. Leben Sie wohl, bleiben Sie mein Freund, und glauben Sie gewiß, daß ich der Ihrige bin.

Sieben und vierzigster Brief.

An den Herrn Sekretär von E***.

Sie denken etwan ich werde es in Geduld erwarten, bis Sie Ihr Versprechen an mich zu schreiben erfüllen? Aber, Sie sehen doch wohl, daß Sie falsch gedacht haben? Ja, ich mahne Sie, ich verlange ohne

Auf-

Aufschub Briefe von Ihnen. Und wenn Sie mir binnen acht Tagen nicht schreiben: so ist nichts gewissers, als daß ich sie noch einmal mahne, und so von einem Posttage zum andern, bis Sie Ihr Wort halten. Ich habe viel zu thun, höre ich Sie sagen! Das glaube ich. Ich muß oft in Gesellschaft seyn; oft verreisen; oft meine Mama, meinen Papa unterhalten! Das kann alles seyn; aber deswegen fällt mein Recht nicht weg, und das mindert mein Verlangen nach ihren Briefen nicht, daß Sie weniger Zeit übrig haben, als ich wünsche. Bedenken Sie nur, wie lange ichs gewohnt gewesen bin, alle Tage einmal mit Ihnen zu sprechen, und wie viel ich seit Michael verlohren habe, da ich Sie nicht mehr sehe, Sie nicht mehr durch meinen Besuch bey Ihren Büchern überfallen, nicht mehr fragen kann: Was machen Sie, mein lieber E = =? Ich gehe oft recht betrübt bey Ihrer ehemaligen Wohnung vorbey. Ich sehe in die Fenster, nicht anders, als ob es möglich wäre, daß Sie noch heraus sehen könten. Habe ich ein klein Vergnügen gehabt: so rührt es mich schon weniger, daß ichs Ihnen nicht erzehlen, daß ich Ihre freudige Mine darüber nicht sehen kann; und wenn ich niedergeschlagen bin, so werde ichs schon mehr, weil ichs Ihnen nicht sagen kann, warum ichs bin. Ersetzen mir wohl etliche Briefe, binnen einem Monate, diesen Verlust? Und diese Briefe wollten Sie mir noch dazu versagen, oder doch sparsam damit seyn? Nein, das können Sie in die Länge nicht! Ihr Herz ist eben so freundschaftlich, als das meinige. Sie lieben mich eben so sehr, als ich Sie liebe. Und wenn auch das nicht gewiß wäre: so werden Sie mich doch mit leichter Mühe in diesen süssen Gedanken erhalten können, wenn anders Briefe, wie Sie dieselben schreiben, eine leichte Mühe sind. Wie lieb ist mirs,

daß ich Ihnen darinnen zuvor gekommen? Sie haben mir also wider Ihren Willen zu einem Vergnügen geholfen, indem Sie mir ein anderes entzogen haben. Ich sehe schon, wie wehe es Ihnen thun wird, sich zu entschuldigen. Doch ich will Ihnen diese kleine Strafe gern erlassen, wenn Sie mir bald und recht viel schreiben. Leben Sie wohl ꝛc.

Acht und vierzigster Brief.

Hochzuehrender Herr!

Sie haben mich durch einen sehr schönen Brief mit Ihrer Freundschaft und mit Ihrem Beyfalle beehrt, und ich würde mich für dieses doppelte Geschenk schon lange bey Ihnen bedankt haben, wenn ich nicht durch eine Menge kleiner Arbeiten und andere Hindernisse von diesem Vergnügen wäre abgehalten worden. Aber heute soll mich nichts stören; ich will mit Ihnen reden, und Ihre Freundschaft genießen, ohne zu untersuchen, ob ich sie genug verdient habe. Ein jeder neuer Freund ist mir ein neues Glück, für das ich dem Himmel danke. Ich weiß mir überhaupt kein edler Vergnügen zu machen, als wenn ich meine Freunde in Gedanken sammle, und mich mit diesen rechtschaffenen Männern so betrachte, als ob wir eine eigene Familie, in der Welt ausmachten. Wie freue ich mich, wenn ich von einem zu dem andern gehe, bey jedem verschiedene Gaben und Verdienst, und doch bey allen einerley guten Geschmack, bey allen ein empfindliches und großes Herz antreffe! und wie stolz werde ich endlich, wenn ich mich als ein Mitglied dieser Versammlung ansehe, und wie erweitert sich meine Seele durch das Verlangen, alle dieser Freunde werth zu seyn!

Dieses

Dieses Geständniß soll die Stelle der Danksagung vertreten, die ich Ihnen für Ihre freywillig geschenkte Freundschaft schuldig bin. Und um gleich die Pflicht eines Freundes zu beobachten; so will ich Ihnen aufrichtig sagen, was ich von Ihren Poesien urtheile, ohne deswegen das Amt eines Richters auf mich zu nehmen, das Sie mir aus gar zu großem Vertrauen aufgetragen haben. Sie sind schön, und sie würden noch schöner seyn, wenn Sie alle die kleinen Regeln hätten beobachten wollen, aus welchen die Kunst zu erzehlen besteht. Kurz, die Poesie scheint Ihnen zuweilen einigen Zwang verursacht zu haben, und Sie scheinen sich dadurch an ihr gerächt zu haben, daß Sie manchmal von ihren eingeführten strengen Gesetzen abgewichen sind. Vielleicht würden Sie mich und viele andere im Erzehlen zurück lassen, wenn Ihnen Ihre Umstände eine sorgfältige Uebung und Ausbesserung verstatteten, und wenn Sie einige kunstverständige Freunde bey Ihren poetischen Arbeiten zu Rathe ziehen könten. Meine Anmerkungen bestehen in Kleinigkeiten, die sich mündlich sehr bald, schriftlich aber desto übler sagen lassen. Indessen bin ich Ihnen für die Mittheilung Ihrer Poesien gehorsamst verbunden. Bleiben Sie stets mein Freund und Gönner, und glauben Sie, daß ich mit der grösten Hochachtung bin ꝛc.

Neun und vierzigster Brief.

An einen vertrauten Freund.

Tausend Thaler wollte ich darum geben, wenn ich Dich in dem Augenblicke mit Deiner Louise überfallen, und nur zwo Stunden bey Dir seyn könte. = = =

Ob ich die tausend Thaler gleich habe? Nein, ich habe sie nicht: aber mein Nachbar soll funfzig tausend Thaler haben, und sein Kammerfenster geht in meinen Hof, und ich wollte = = Du verstehst mich doch? Ja, das wollte ich thun, wenn ich Dich und Deine liebe Frau dadurch gleich könte zu sehen bekommen. Lebst Du denn recht vergnügt, recht zufrieden mit ihr? Und ist Louise überzeugt, daß Sie keinen bessern Mann, als Dich, hätte bekommen können? Ganz gewiß; Aber würdet Ihr nicht eine Freude haben, wenn ich die Eurige mit ansehen, sie geniessen, und Euch Euer Glück in meinen Augen könte lesen lassen? Gewiß, mein lieber G = = r, Du must besser seyn, als ich, weit besser, weil die Liebe sehr für dich sorgt, und für mich gar nicht. Bald wirst Du Dich von einem kleinen Sohne geliebt, nachgeahmt, gelesen, und künftig hergestellt sehen. Bald wirst Du eine liebe Tochter, der Mutter ähnlich, in ihrem Reize heran wachsen, und Dich von einem zärtlichen Poeten mit Thränen gebeten sehen, sie für ihn allein aufzuheben. Alle diese Freuden soll ich nicht haben. Was muß ich doch begangen haben, daß ich keine Louise finden kann? Sage mirs nur, bin ich denn gar nicht liebenswürdig? Die verzweifelte finstre Mine = =! aber ich sehe ja nicht stets finster aus. Ich bin ja nicht stets stumm, und ich bin es nie weniger, als bey einem Mädchen, das mir gefällt. Woran liegt es denn? Daß ich nicht so gar jung mehr bin? Das ist noch die Frage. Wenigstens glaube ich noch, daß ichs bin, oder doch zu seyn verdiente. Ich habe doch mit alle dem, wie mir verständige Leute sagen ein paar hübsche blaue Augen, und eine vernünftige Stirne. Wenn es nur die Schönen wissen sollten, wie sehr ich sie allezeit gelobt habe, und noch lobe, ich wette, daß sie mir gewogner seyn sollten, als Dir.

Weißt Du denn kein Frauenzimmer, die mir recht gut ist, und der ich wieder recht gut seyn könte? Schade für das Glück, berühmt zu seyn, wenn es nicht beliebt macht! Ich schreibe keine Zeile mehr für die Welt, wenn ich ohne Frau sterben soll. Das kanst Du allen Leuten sagen; vielleicht hören sie diese drohende Nachricht gern. Grüße Deine liebe Frau von Herzen von mir. Ich bin Dein ꝛc.

Funfzigster Brief.

An eine Freundin.

Mademoiselle!

Soll ich es gewiß glauben, daß Sie seit meiner Abreise vier Briefe an mich geschrieben haben, und daß alle diese Briefe verlohren gegangen sind? Sie sagen mirs, und da mirs unmöglich fällt, in Ihr Wort den geringsten Zweifel zu setzen; so will ich mich für die verlohrnen Briefe eben so nachdrücklich bedanken, als ob ich sie wirklich erhalten hätte. Nur erlauben Sie mir, daß ich den Postbedienten von hier bis B== alles Unglück wünschen darf. Es ist billig, daß es den Leuten etliche Wochen nicht wohl geht, die Ursache sind, daß ich seit ganzen Monaten keine Zeile von Ihnen habe lesen können. Aber, liebste Freundin, bey wem soll ich mich beklagen, daß die nunmehr erhaltene Zuschrift von Ihnen nicht so zärtlich ist, als ich wünsche? Fragen Sie mich ja nicht, worinnen ich das Zärtliche suche. Fragen Sie vielmehr Ihr Herz, ob es nicht bald anfangen wird, gleichgültig gegen mich zu werden. Sie wollen

mir Ihr Portrait nicht eher, als mit künftiger Messe, schicken. So lange soll ich noch warten? So lange noch? Und warum soll ich das Vergnügen nicht haben, es mit der ersten Post zu erhalten, da es bloß auf Sie ankömmt? Wundern Sie sich ja nicht über meine ungestüme Anforderung. Untersuchen Sie vielmehr bey dieser Gelegenheit Ihre Neigung gegen mich. Denn wenn Ihnen die Heftigkeit gefällt, mit der ich Ihr Bildniß fodere: so wird es ein Beweis seyn, daß ich Ihnen noch nicht gleichgültig geworden bin. Sie fragen mich in Ihrem Briefe, wenn Sie mich wieder sehen würden. Was soll ich Ihnen hierauf antworten? Wollen Sie zufrieden seyn, wenn ich Ihnen sage, daß ich mir dieses Vergnügen alle Minuten wünsche? Meine Absichten dürften mich wohl diesen Sommer noch in G = = zurück halten; doch können Sie mir ohne Betheurung glauben, daß ich Niedersachsen nicht verlassen werde, ohne die angenemste Person noch einmal zu sehen, die ich in diesem Lande angetroffen habe. Ich werde die Ehre Ihrer Bekandtschaft stets als den grösten Vortheil meiner bisherigen Reisen ansehen, und mich selber zu hassen anfangen, wenn ich jemals aufhöre, zu seyn ꝛc.

Ein und funfzigster Brief.

An einen Freund.

Sie sind ganz gewiß der Unbekante, in dessen Namen mir Herr R = = eine so ansehnliche Belohnung für eine geringe Arbeit überbracht hat. Er hat mir es zwar nicht gestehen wollen, und Sie werden mir es auch nicht geste-

gestehen; allein ich kann nicht irren, wenn ich Ihnen den Dank dafür abstatte. Wer könte sonst eine so kleine Mühe so reichlich belohnen, und zugleich so bescheiden? Sie haben der Belohnung die Gestalt der Wohlthat benommen, um mich ihr Vergnügen, ohne die Unruhe der Verbindlichkeit, fühlen zu lassen. Soll ich Ihnen auch dafür nicht danken? Läugnen Sie es nicht länger, daß ich Ihnen das Geschenk schuldig bin. Sie haben Ihre Absicht erreicht; ich bin völlig überzeugt, daß Sie mir eine Freude haben machen wollen, ohne mich dadurch verbindlich zu machen; allein es gehört nunmehr selbst zu meiner Freude, daß ichs wissen muß, daß ich sie niemand anders schuldig bin, als Ihnen. Ihr Geschenk ist mir nicht so wohl durch Sie angenehm, als weil Sie mirs gemacht haben. Und so verbraucht auch dieser Gedanke ist: so empfinde ich doch seine Wahrheit zu sehr, als daß ich ihn nicht für die aufrichtigste Danksagung halten sollte. Eben itzt erfahre ich, daß es sich mit Ihrem schon so lange sterbenden Freunde etwas gebessert hat. Möchte ich doch der erste seyn, der Ihnen die freudige Nachricht gäbe! Ich wünsche Ihnen, nebst Ihrer eigenen Gesundheit, sein Leben zum neuen Jahre, und bin ꝛc.

Zwey und funfzigster Brief.

An eben denselben.

Also haben Sie Ihren besten Freund, Ihren L**, verlohren? Sie dauren mich unendlich, und ich wünschte, daß selbst diese Versicherung etwas zu Ihrer Beruhigung beytragen möchte; denn was habe ich sonst, womit

womit ich Sie aufrichten könte? Gott! wer hätte das vor wenig Monaten bey unserer Zusammenkunft in Merseburg denken sollen, daß dieser so muntre und vor uns allen belebte Freund, der erste und nächste zum Tode seyn solte! Und er war es in diesem Jahre noch. Vater der Menschen! wie flüchtig ist das Leben, das wir so sehr lieben, und als dein Geschenk auch lieben müssen! Ich weine, indem ich dieses schreibe; ich weine mit Ihnen, mein lieber B⸗⸗, und ich wünsche, daß mich niemand diese Stunde in meinen Thränen und in meinen menschlichen Empfindungen stören mag. Wie könte ich die lezten Augenblicke vom Jahre, die noch übrig sind, glücklicher anwenden, als wenn ich sie dem Mitleyden, dem Gedanken des Todes, und der Seele des verstorbenen schenke! Er ist also in dem Schoße der Ewigkeit und der unaussprechlichsten Ruhe⸗⸗? Was muß ein Geist, von der Erde weggenommen, bey dem ersten Eintritte in das Land der Vollkommenen fühlen; welche göttliche Wollust! Geleitet von der Hand des Allmächtigen, überschaut er die Welten der Seeligkeiten; entzückt von den Strahlen der Gottheit, vreißt er den Tag der Geburt und des Todes zugleich, und fühlet, daß der Herr Gott ist.⸗⸗ Nun sieht er den göttlichen Erlöser, und verliert sich in dem Meere seiner Liebe, und wird trunken von den Geheimnissen seiner Erlösung.⸗⸗ Er fängt die ewigen Loblieder Gottes und der Tugend an.⸗⸗ Die kleinste gute That auf Erden stellt sich ihm nunmehr im heiligen Lichte vor, und eine iede edle Absicht wird ihm zur Belohnung vor dem Allwissenden, und bleibt ihm ein ewiger Ruhm in dem Angesichte der Vollkommenen.⸗⸗⸗

Nehmen Sie, mein lieber B⸗⸗, diese Bilder der Einbildung zu Hülfe, wenn Sie mit Ihren Gedanken dem

Seelig⸗

Seeligen folgen. Sollte er nicht so glücklich seyn, als ich gesagt habe? Er ist es gewiß, und ich preise Gott in diesem Augenblicke, daß ers ist. Wollten Sie wohl Ihren ..., wenn es bey Ihnen stünde, von diesem Glücke auch nur eine Stunde zurück halten? Heben solche Gedanken die natürliche Empfindung, in den Stunden der Wehmuth, und das Verlangen nach denen, die wir lieben und lieben müssen, nicht auf: so machen sie unsere Betrübniß doch zur Tugend, indem sie ihr die gehörigen Schranken geben. Und welcher Trost ist stärker und erhabner, als der: Der Herr hat ihn gegeben, der Herr hat ihn genommen! Er erhalte Sie in dem Jahre, das wir anfangen, gesund und zufrieden, und schenke Ihnen diese Wohlthat noch in vielen folgenden. Er lasse Sie die Freude der glücklichsten Väter erleben, und Sie, in den Sitten und Handlungen Ihrer Söhne das liebenswürdige Herz einer nicht mehr vorhandenen Mutter, und stets den Lohn einer sorgfältigen Erziehung erblicken. Ich wünsche dieses mit dem aufrichtigsten Herzen, und bin zeitlebens etc.

Drey und funfzigster Brief.

Hochzuehrender Herr!

Ich müßte sehr unempfindlich seyn, wenn mich der Beyfall nicht vergnügen sollte, mit dem Sie unlängst meine Poesie beehret haben; allein ich bin auch zu gerecht, als daß ich ihn ganz für mich behalten sollte. Ich will vielmehr die Lobsprüche, die Sie mir beygelegt haben, mit Ihnen theilen. Ihr schöner poetischer Brief überzeugt mich, daß Sie ein näheres Recht dazu

haben,

haben, als ich. Das Geschenk Ihrer Freundschaft hingegen nehme ich mit der grösten Dankbarkeit an. Und wenn man sie durch Liebe für den guten Geschmack, und durch ein gutes Herz verdienen kann: so hoffe ich derselben unaufhörlich werth zu seyn. Ich bin zufrieden, daß mir die weite Entfernung das Vergnügen Ihres Umganges entzieht, und ich wollte wünschen, daß Sie mir diesen Verlust durch Ihre Briefe ersetzten. Ich bin 2c.

Vier und funfzigster Brief.

An eine Freundin.

Also sind alle Hindernisse gehoben? die Ihre Wünsche so lange aufgehalten haben? Ihr Geliebter ist mit einem ansehnlichen Glücke besorgt, und Sie sind binnen wenig Wochen die Seinige? Keine Nachricht in der Welt hat mich so vergnügt, als diese. Ich kann mich an Ihrem Briefe gar nicht satt lesen. **Wer ist glücklicher als ich**? fangen Sie ihn an. Ja, wer ist glücklicher, als Sie? Aber, wer hat auch mehr verdient, es zu seyn, als Sie? Wer hat zärtlicher, tugendhafter und beständiger geliebt? Ich sage es Ihnen zur Ehre, daß Sie unter allen Frauenzimmern, die ich zeitlebens gekant, die gröste Liebe, und zugleich den grösten Heldenmuth bewiesen haben. Auf einen entfernten Liebhaber in dem Frühlinge der Schönheit länger, als acht Jahre, warten; einem Liebhaber mit einem noch ungewissen Glücke die vortheilhaftesten Gelegenheiten aufopfern, ohne sie erst anzuhören; ja, meine Freundin, wer kann das? Ich möchte Ihren ersten Umarmungen zugesehen haben! Doch

Sie haben mir ja diesen zärtlichen Auftritt so beschrieben, daß ich ihn gesehen und gefühlt habe. Umarmen Sie Ihren Geliebten, indem Sie dieses lesen, und danken Sie ihm in meinem Namen mit tausend Küssen für das Vergnügen, das er mir durch das Ihrige gemacht hat. Ich komme gewiß auf Ihre Hochzeit; gewiß; denn der Himmel ist zu gütig, als daß er mir diese Freude entziehen sollte, die die gröste Liebe und Tugend belohnt, kurz, Sie und Ihren Mann, nach so langen Wünschen glücklich zu sehen. Wie wird er mir in den Armen seiner Braut danken, daß ich der erste gewesen bin, der sie ihn hat kennen lehren! Also ist durch meine Freundschaft die zärtlichste, und endlich auch die glücklichste Liebe entstanden? Stolzer Gedanke! Ich küsse Ihnen die Hand, liebste Braut, und bin in acht Tagen selbst bey Ihnen. Da will ich Ihnen durch mein Vergnügen über Ihr Glück beweisen, daß ich vor tausend andern bin ꝛc.

Fünf und funfzigster Brief.

An die Frau von P**.

Gnädige Frau!

Ob mich gleich Ihr Herr Gemahl versichert hat, daß Sie es gerne sehen würden, wenn ich in Versen an Sie schriebe; und ob ich gleich nichts lieber thue, als was Sie gerne sehen: so kann ich mich heute doch nicht überwinden, poetisch an Sie zu schreiben. Vor einigen Wochen würde ichs ohne Bedenken gewagt haben; denn damals hatte ich Ihre Gedichte noch nicht gelesen. Ich wußte, daß Sie eine Liebhaberin von der Poesie wären,

aber ich wußte nicht, daß Sie selbst so schön dichteten. Itzt weiß ichs nicht allein, sondern ich fühle es noch. Und aus Furcht, keine solche Verse zu machen, als Sie verdienen, als Sie selbst machen, und als Sie vielleicht von mir hoffen, will ich heute lieber keine machen, sondern warten, bis eine Stunde kömmt, da ich mehr Herz, wenn gleich nicht mehr Glück haben werde. Aber ich entschuldige mich nicht anders, als ob Sie etwas verlören, daß dieser Brief prosaisch, und nicht poetisch ist. Ist dieser Fehler fast nicht eben so groß, als wenn ich ein schlechtes Gedicht gemacht hätte? Kann ich nicht von etwas wichtigerm reden? Ja, Madame, erlauben Sie mir, daß ich frage, wie Ihr lieber Gemahl lebt, und ob Sie ihn nicht mit jedem Tage liebenswürdiger finden? Ganz gewiß; Und dieses ist die Frucht Ihres Umganges. Wenn Sie es nur hören sollten, wie glücklich er sich preist, daß er Sie besitzt! Ich dürfte beynahe sagen, daß er mir itzt gewogner ist, als jemanden, blos weil er sieht, wie hoch ich Sie schätze, und wie sehr ich überzeugt bin, daß er keine bessere Wahl hätte treffen können. Ich sehe, daß ich in der Gefahr stehe, mehr zu sagen, als es Ihre Bescheidenheit erlaubt, ja ich fürchte, daß ich diesen Fehler, in den die eifrigste Hochachtung am leichtesten verfällt, schon begangen habe. Ich will also lieber schliessen, und Ihnen durch mein Stillschweigen die Größe der Ehrerbietung zu erkennen geben, mit der ich vor allen andern bin 2c.

Sechs und funfzigster Brief.

Mein lieber Freund!

Ich bin krank. Kann man sich denn etwan gesund schreiben, wenn man an Sie schreibt? Sonst konte

te ich mich zuweilen gesund lesen; aber itzt hilft es auch nicht mehr. Ich habe gestern alle Ihre Schriften hervor gesucht, und las sogar meine eigenen, und ich blieb immer noch mattherzig, immer noch schwergeistig. Ja, ja der Witz mag freylich nicht vor alles helfen. Wenn ichs gleich versuchen wollte, ob ich mich an Ihrem Christianchen gesund küssen könte? Was meynen Sie? Es kann mir wenigstens nichts schaden, und Sie verlieren nichts dabey. Ich habe mir immer sagen lassen, daß ein Kuß von einem lieben Mädchen eine halbe Universalmedicin seyn soll. Ach, was müssen nicht tausend, nicht noch einmal tausend, für Stärkung geben! Ich will es also immer wagen, und Sie sollen der erste seyn, dem ich meine Gesundheit melden will, wenn das Mittel anschlägt. Was thut man nicht der Gesundheit wegen? Und was läßt sich nicht ein guter Freund gefallen, um dem andern dazu zu verhelfen? Machen Sie sich keine Sorge, es soll keine Gewohnheit daraus werden; Sie sollen auch nicht dabey vergessen werden. **Ach, will ich sprechen: noch eins, Christianchen, nur noch eins, nicht für mich, für Ihren Freund, für Ihren lieben Damon.... Sehen Sie, so küßt Ihr Damon..., doch nein, er küßt nicht ganz so; aber so...** Ich will gleich zu ihr gehen, denn es wird mir über den Schreiben immer schlimmer. Itzt trit mirs recht ans Herz. Leben Sie wohl.

Sieben und funfzigster Brief.

Madame!

Sie verlangen, daß ich die Mütter durch eine öffentliche Schrift zu einer sorgfältigen Erziehung der

Töchter ermuntern soll. In der That ist ihr Verlangen sehr gerecht; aber würde ich auch Gehör finden? und wenn ichs fände, würden die armen Mädchen nicht dabey zu kurz kommen? Stellen Sie sich einmal vor, daß die Mütter meinem Rathe folgten, und ihre Töchter auf eine recht feine Art erziehen liessen; daß sie eben sowohl denken und reden lehrten, oder lehren liessen, als nähen und kochen; was würde daraus entstehen? unter hundert Mädchen würden kaum ihrer zehen einen Mann bekommen, und unter diesen zehen Ehen würden kaum zwo glückliche seyn. Nein, Madame, so lange die meisten Mannspersonen albern sind: so würde es das größte Unglück für unverheirathete Frauenzimmer seyn, wenn sie alle klug wären. Entweder die Männer würden sie nicht haben wollen, weil sie den Fehler hätten klüger, als sie, zu seyn; oder die Mädchen, wenn auch mein Rath Gehör fände, würden sie nicht haben wollen, weil sie ihnen zu albern wären. Aber könte denn nicht ein kluger Mann zehn kluge Weiber nehmen? Ja, das läßt sich ganz wohl denken; aber die Poligamie hat zu viel Beschwerlichkeiten, als daß wir sie wieder einführen sollten. Ich, zum Exempel, komme ausser mir, wenn ich nur ein kluges und liebenswürdiges Frauenzimmer um mich sehe; was würde mit mir werden, wenn ihrer zehn mein Herz an sich zögen? Nein, Madame, die Liebe kann ohne die Gleichheit der Gemüther nicht bestehen, lassen Sie also immer die meisten Mädchen ohne Witz aufwachsen, damit sie ihren künftigen Männern gleichen. Es ist genug, wenn eine kleine Anzahl Schönen in jenem Lande sorgfältig erzogen, und durch den guten Geschmack recht liebenswürdig, und zur Liebe fähig gemacht wird, damit die Klugen gute Weiber bekommen. Für Christianichen bin ich unbesorgt, so lange sie unter den Händen ihrer vernünf-

tigen Mutter und ihrer lieben Tante ist. Ihr gutes Herz wird bey so vielen Beyspielen, die besser lehren, als alle Regeln, leicht ausgebildet, und mit allen den Vorzügen erfüllt werden, die ein Frauenzimmer von der Unschuld, der Klugheit und der Wohlanständigkeit zu erhalten pflegt. Aber, wo wird das gute Kind einen Mann finden, der ihrer werth ist, wenn sie so wird, wie sie uns hoffen läßt? Das weiß ich Ihnen nicht zu sagen wenn ich auch noch so lange herum sänne. Leben Sie recht wohl.

Acht und funfzigster Brief.

An einen guten Freund.

Ueber Ihren unwitzigen Capellan habe ich mich sehr geärgert, noch mehr aber über Ihre boshafte Erzehlung, und endlich noch mehr über mich, daß ich albern genug gewesen war, mich über jenes Unwissenheit, und über Ihre Bosheit zu ärgern, da beydes mein Mitleyden hätte erwecken sollen. Was ist es denn nun, ob mich dieser unbekante Mann kennet und liest, oder nicht? Und was ist es denn nun mit des andern seinen Spöttereyen? So dachte ich, da ich wieder zu mir selbst kam. Er will dir ungefehr sagen, daß du kein vortrefflicher Autor wärst. Gut, laß ihn reden! Er glaubt es freylich nicht,

Sed qui te vendit, Bibliopola putat.

Ist das nicht genug? Nachdem ich dieses Gedachte gesagt habe, so fühle ich sehr genau, daß ich nicht mehr böse auf Sie bin. Aber dem ungeachtet, soll mein Brief nicht länger werden, als der Ihrige, weil ich nicht sehe,

warum ich mehr an Sie schreiben soll, als Sie an mich, da ich, wo nicht vornehmer, doch eben so viel bin, als Sie. Ihr Brief ist fünf und zwanzig Zeilen lang, und meiner, wenn Sie den Pentameter für zwo Zeilen rechnen, hat eben so viel Zeilen. Also leben Sie wohl. Es kömmt nicht bloß darauf an, daß Ihnen meine Briefe lieb sind; nein, Sie müssen sie durch die Ihrigen verdienen. Gefällt Ihnen diese Schmeicheley?

Neun und funfzigster Brief.

Madame!

Sie haben an mich geschrieben, und ich bin über diese Höflichkeit mehr als einmal roth geworden. Man kann die Nachläßigkeit nicht höher treiben, als ich sie getrieben habe. Zehn Jahre vorbey zu lassen, ohne an eine Person zu schreiben, die man hoch schätzt, das ist ein unglaublicher Fehler, und gleichwohl habe ich ihn begangen, und ich würde noch einen größern begehen, wenn ich unverschämt genug wäre, den ersten zu entschuldigen. Sie haben mir in Ihrem Briefe nicht den geringsten Vorwurf gemacht, und das hat mich am meisten geschmerzt. Lassen Sie es an dieser Strafe genug seyn, und wenn Sie daran denken, daß ich in zehn Jahren nicht an Sie geschrieben habe: so denken Sie auch daran, daß ich zwey Jahre lang beynahe alle Wochen einigemal an Sie geschrieben, und Sie vielleicht alle Monate einmal besungen habe. Lassen Sie die Frau Commissionsräthin mit der Phillis abrechnen. Denn diesen Ruhm können Sie mir doch nicht nehmen, daß ich ein rechter sorgfältiger und gewissenhafter Liebhaber gewesen bin. Aber, was muß ich Ihnen doch in allen den vielen

Brie-

Briefen und Gedichten gesagt haben? Das möchte ich gerne wissen. Steht denn in allen nichts, als daß ich liebe? Das kann nicht möglich seyn. Bringen Sie mir doch meine Briefe auf die Messe mit, ich bitte Sie recht inständig darum. Sie werden die Ihrigen in meinem Schreibetische so sorgfältig aufgehoben finden, als kein Gelehrter sein kostbarstes Manuscript aufhebt; aber das versteht sich, daß sie ziemlich abgenutzt sind. Ich trug sie das erste Jahr aus großer Liebe meistens bey mir. Im andern machte ich sinnreiche Anmerkungen dazu, und im dritten schloß ich sie mit vieler Bekümmerniß in meinen Schreibetisch ein, weil ich hörte, daß Sie heyratheten. Wird Ihr Herr Liebster nicht lachen, wenn er sieht wie grausam Sie mich haben seufzen lassen! Wie lange habe ich sie bitten müssen, daß Sie nicht mitten unter meinem kläglichen O und Ach davon liefen? Ich glaube ein ganzes Vierteljahr. Eine solche Anekdote findet man in allen Romanen nicht. Dennoch küsse ich Ihnen nach zehn Jahren noch die Hand, und bin mit der grösten Hochachtung ꝛc.

Sechzigster Brief.

Liebster Freund!

Also bin ich Ihr Beförderer, und geschickter, meine Freunde zu versorgen, als mich selbst? Reisen Sie ins Gebürge, und nehmen Sie Ihr Amt, als ein Geschenk Ihres günstigen Schicksals an, das Sie so lieb gehabt hat, es Ihnen durch die Hand eines Freundes, und nicht eines Gönners, zu überreichen. Schreiben Sie oft an mich, und erzehlen Sie mirs, wenns Ihnen wohl-

gehet. Dieses soll die Belohnung für eine Freundschaft seyn, für die ich eigentlich gar keine zu fodern habe. Ich bin Ihr lieber rc.

Ein und sechzigster Brief.

Madame!

Ich will Ihren letzten Brief nicht sowohl beantworten, als Ihnen nur sagen, daß ich ihn erhalten habe. Ich setzte gerne hinzu, daß ich ihn mit dem grösten Vergnügen gelesen hätte, wenn ich dieses ohne Eitelkeit von einem Briefe sagen dürfte, der grösten Theils mit meinem Lobe angefüllet ist. Doch, was soll ichs leugnen? So bescheiden ich auch bin, oder zu seyn wünsche: so sehe ich mich doch von niemand lieber gelobt, als von einem Frauenzimmer, wie Sie sind: und ohne die Begierde, Ihrem Geschlechte zu gefallen, würde ich nicht nur überhaupt weniger, sondern auch weniger Gutes geschrieben haben. Die beyden Gedichte, von welchen Sie reden, sind von mir. Eins davon hat mir selbst gefallen; aber ach! wie selten erlebe ich dieses Glück! Ich habe so vielmal ohne Liebe von der Liebe singen müssen, daß es ein Wunder wäre, wenn diese Gedichte etwas mehr, als die Melodie der Liebe, enthielten. Soll ich Ihnen denn nicht zum neuen Jahre gratuliren? Beynahe möchte ich Ihnen das alles hersetzen, was ich Ihnen gönne, und was sie verdienen; aber, nein, Sie haben mir ja nichts gethan! warum sollte ich Sie mit einem langen Wunsche bestrafen? Leben Sie nebst Ihrem Herrn Liebsten, glücklich und zufrieden. Ich empfinde es, daß mir dieser Wunsch von Herzen gehet, und daß mich schon der bloße Gedanke von Ihrem künftigen Glücke vergnügt.

Zwey und sechzigster Brief.

Mademoiselle!

Ich wills Ihnen recht aufrichtig gestehen, warum ich Ihnen so lange nicht geantwortet habe. Ich bin = = was dächten Sie wohl? Krank gewesen? Nein. Verreißt gewesen? Auch nicht. Mit Geschäften überhäuft gewesen? Noch weniger. Ich sehe es wohl Sie errathen es nicht; aber könten Sie es denn nicht errathen, wenn Sie wollten? Bedenken Sie nur, ich bin, ohne mich zu loben, ein Poet, und von Natur = = Nicht wahr, nun wissen Sie es? Ja, meine liebe Mademoiselle, Sie haben Recht, ich bin verliebt geworden, und deswegen habe ich Ihren Brief, und wohl noch dreyßig andere seit vielen Monaten unbeantwortet gelassen. Allein, damit ich mich gleich für meine Aufrichtigkeit bezahlt mache: so verlange ich, daß Sie mir in Ihrem künftigen Briefe meine Nachläßigkeit nicht vorwerfen sollen. Die Ursache die mich dazu verleitet hat, ist ja so menschlich, als eine seyn kann. Ja Mademoiselle, wenn Sie nur das liebe Mädchen sehen sollten! Wenn Sie nur ihre großen blauen Augen, die unschuldige und zugleich witzige Mine = = Doch ich darf nicht weiter an sie denken, sonst vergesse ich das Schreiben. Wie sie heißt; wollen Sie wissen? Das ist beynahe zu viel gefodert. Soll ich Ihnen denn das ganze Geheimniß sagen? Doch ich nenne den Namen gar zu gern. Sie heißt, wie Sie, Aemilie. Werden Sie nicht roth, ich will kein Wort mehr sagen, außer daß ich Ihr beständiger Freund und Verehrer bin.

Drey und sechzigster Brief.

An eine Anverwandte.

Meine liebe Freundin!

Ich bedaure es alle Tage, daß ich Sie noch nicht von Person kenne, und zuweilen bin ich so eitel, daß ich mir einbilde, es könte Ihnen auch nicht gleichgültig seyn, daß Sie mich noch nicht kennen. Stören Sie mich ja nicht in dieser süßen Einbildung. Sprechen Sie nicht, daß Sie Ihr Verlangen dadurch befriedigen, weil Sie von Ihrem Manne, als meinem andern Ich, auf mich schlössen. Der Einfall ist sehr sinnreich; aber er gefällt mir doch nicht ganz. Es ist wahr, ich und Ihr Mann, wir haben vieles gemein; allein wir gleichen einander doch nicht in allem. Zum Exempel, ich habe keinen von seinen Fehlern; ich lasse mich weit besser lenken, als er; ich mache keine Spöttereyen, und rede meinen Freunden nichts Böses nach. Ich bin ein vortreflicher Wirth, und blos das, was ich in meinen jüngern Jahren ersparet habe, beläuft sich sehr hoch. Er hingegen wird Ihnen aus dieser Zeit nicht das Geringste aufweisen können. Hundertmal habe ich zu ihm gesagt: **Liebster Freund, legen Sie doch etwas zurück; wenn Sie einmal heyrathen, alsdann ist dieses Geld gefunden.** Aber es half nichts. Er blieb immer leichtsinnig. Freylich wird ers läugnen, wenn Sie ihn darüber zu Rede setzen; denn wer gesteht gerne seine Fehler? Verliebt ist er auch Zeit seines Lebens gewesen. Hat er Ihnen denn nichts von einem Frauenzimmer erzehlt, die Calliste hieß? == Doch ich mag nicht reden. Sie möchten böse auf ihn

werden, und das wollte ich doch nicht gerne. So viel kann ich Ihnen im Vertrauen sagen, daß er mit meiner Schwester noch bis diese Stunde eine heimliche und verbotene Correspondenz führt. Sie ist freylich schon funfzig Jahre; allein wozu ist das viele Schreiben nütze? In der That ists wahr, er schreibt sehr schön, und hat auch eine bessere Hand, als ich; er macht bessere Verse, als ich; er kann sehr tiefsinnig denken. Aber bey allen seinen schönen Versen, bey aller seiner Tiefsinnigkeit, ist er (nehmen Sie mirs nicht übel, daß ich mich wieder selber loben muß) ist er, sage ich, im Umgange doch nicht so munter, so artig, so gefällig, so gesellschaftlich, wie ich. Es sagte nur letztens noch eine Französin zu mir, daß ich unter allen deutschen Gelehrten, die sie gesehen hätte, die meiste Vivacité (es ist ihr eignes Wort) besäße, und am wenigsten ein Pedant wäre. Leyder hängt es den meisten Leuten aus der Studierstube hier an, daß sie in Gesellschaften stumm sind; ich hingegen, ob mir gleich meine Feinde das Gegentheil zeitlebens nachgesagt haben, und mit vieler Wahrscheinlichkeit noch immer nachsagen, ich bin so wenig zu diesem Fehler geneigt, daß ich so gar in der Gesellschaft der Schönen unserer Stadt immer das letzte Wort habe; und dazu gehört gewiß viele Beredsamkeit. = = Ob ich so schön aussehe, wie Ihr Mann? das will ich eben nicht gesagt haben. Indessen habe ich mich vorigen Sommer in Miniatur abmalen lassen, und alle Welt gesteht, daß mein Gesicht im Bilde recht angenehm aussiehet. Ich werde mir die Freyheit nehmen, es Ihnen mit der ersten B = = = Messe zu überschicken, damit Sie wenigstens die Bildung Ihres Verehrers und besten Freundes kennen lernen, und damit ich den kleinen Fehler nicht mehr begehen darf, mich selber zu loben, um ein Verlangen nach meiner Bekantschaft in Ihnen zu

erwe=

erwecken, und Sie zu einer Reise nach Obersachsen zu bewegen. Im Vorbeygehen gesagt, meine liebste Freundin, es sollte Ihnen bey uns so wohl gefallen, daß Sie wohl gar die Rückreise vergäßen.

Ich könte hier meinen Brief mit gutem Gewissen schliessen, wenn ich Ihnen nicht noch sagen wollte, daß das beygelegte Präsent von mir herrühre. Nicht, als ob Sie mich deswegen zu Gevattern bitten sollten. Nein. Ich sagte zu meines Bruders Frau unlängst: Frau Schwester, ich möchte unserer Freundin in B=== gern ein klein Präsent machen, wozu rathen Sie mir? **Das will ich ihnen bald sagen**, fieng sie an. **Bitten sie die Madame St===, daß sie ihnen ein Taufmützchen oder Häubchen, (ich weiß selbst nicht wie es heißt,) macht, und schicken sie es Louisen; vielleicht braucht sie es bald. Ihr Mann ist viel zu unbedachtsam, als daß er an solche Sachen denken sollte.** Dieses waren ihre Worte. Kurz, was man mir sagt, das thue ich. Ich schicke Ihnen also dieses Zeichen meiner Vorsorge, ohne daß es eben ein Beweis von der Liebe und Hochachtung seyn soll, mit welcher ich bin ꝛc.

Vier und sechzigster Brief.

An den Herrn von S**.

Mein lieber kleiner S==

Ich weiß Ihnen nichts zu schreiben, als daß ich Ihnen nichts zu schreiben habe. Denn daß ich Sie liebe, daß ich Sie hoch schätze, dieses habe ich Ihnen

nun

nun schon zehn Jahre nach einander geschrieben. Die Comödien kann ich Ihnen nicht schicken, und wenn Sie mich in die Wache wollten setzen lassen. Ich denke aber bald mein Wort zu erfüllen. Leben Sie wohl, und kommen Sie recht gesund aus dem Bade wieder. Ich bin wieder krank, und dennoch schreibe ich noch. Ja, mein lieber S***, wenn Sie einmal merken, daß ein Sohn von Ihnen ein Autor werden will: so lassen Sie ihm die rechte Hand lähmen. Es ist ein Unglück besser, als das andere. Ich bin Ihr lieber 2c.

Fünf und sechzigster Brief.

An eben denselben.

Sie haben mir einen recht schönen Brief geschickt, für den ich Ihnen nicht besser zu danken weiß, als daß ich ihn gleich in der ersten Stunde beantworte. Ich vergebe mirs nun recht gern, daß ich mein Wort nicht gehalten, und Ihnen nicht zuerst geschrieben habe; denn vielleicht hätte ich diesen Brief nicht. Ich will Ihnen also auch nicht einmal sagen, daß ich im Gebirge gewesen bin, daß ich meine Mutter besucht, und also mehr als eine Hinderniß gehabt habe, nicht an Sie zu schreiben. Das aber muß ich Ihnen sagen, daß ich auf meiner ganzen Reise recht erbärmlich krank gewesen bin; denn ihr Mitleyden ist mir lieber, als die kluge Regel daß man nicht immer klagen soll.

Sie muntern mich im Namen der fränkischen Schönen auf, bald den dritten Band von meinen F. und E. heraus zu geben; aber sagen Sie diesen witzigen Kindern nur getrost, daß so leicht keiner kommen wird. Ich

will

will lieber ihren Zorn unschuldig ertragen, als vielleicht durch einen dritten Band ihren Beyfall verlieren. Ich habe von den Stücken, die ich Ihnen einmal vorgelesen, wenigstens schon die Hälfte vertilgt; und ich bin mir diese Grausamkeit schuldig. Unfruchtbar seyn, ist immer noch besser, als die Welt mit mittelmäßigen Geburten beschweren. Sie wissen es, daß ich itzt den größten Theil der Zeit ganz andern Arbeiten schenken muß, als denen, die mich der Welt, oder doch den Buchhändlern, bekant gemacht haben; und wer gut schreiben will, kann nicht immer, und soll auch nicht viel schreiben. Schreckliche Wahrheit! Bitten Sie nur bey diesen Schönen für mich! Ein gut Wort von Ihnen kann mehr ausrichten, als ein Band von meinen Schriften. Sagen Sie ihnen endlich, was Sie selbst schreiben könten, wenn Sie wollten; so werden diese Frauenzimmer die Fortsetzung von allen meinen Werken entbehren können. Und noch einmal endlich, kommen Sie bald wieder. Sie sind nicht allein für Schönen in Darmstadt gemacht; nein, es warten in L== und wenigstens drey Meilen im Umkreis viele auf Sie; auch viele Freunde und besonders Ihr lieber &c.

Sechs und sechzigster Brief.

Gnädige Frau!

Wenn Sie mir auch nicht die Ehre erlaubt hätten, an Sie zu schreiben: so würde ich sie mir selbst genommen haben, um Ihnen von Leipzig aus zu sagen, wie viel ich Ihnen Dank schuldig bin. Sie haben mich nicht allein acht Tage in Ihrem Hause geduldet, sondern

dern mir zugleich so viele Gnade erwiesen, als ob ich Ihr eigner Gast gewesen wäre. Womit habe ich das alles verdient, gnädige Frau? Womit? Doch genug, daß es Ihr Charakter ist, auch gegen die gefällig zu seyn, die keinen Anspruch darauf machen können. Kann ich dadurch dankbar seyn, daß ich die Ehre niemals vergesse, die Sie mir erwiesen haben: so werde ichs zeitlebens seyn. Ich werde es wenigstens so oft seyn müssen, als ich B== nenne, oder nennen höre, und Ihnen allemal in Gedanken die Hand küssen. Dis Gesetze will ich mir machen; und o wie leichte wird es mir zu halten seyn! Ich könte Ihnen nunmehr eine sehr klägliche Beschreibung von meiner Rückreise machen; aber es wird genug seyn, wenn ich Ihnen sage, daß ich erst Donnerstags Abends um eilf Uhr in Leipzig angekommen bin. Also habe ich über zwey und zwanzig Meilen vier Tage und drey Nächte gereiset. Der böse Kutscher! Mit ihm soll niemand, als mein Feind, niemand, als der fahren, der was Böses im Sinne hat. Vergeben Sie mir diesen kleinen Eifer. Ich weiß nichts mehr zu sagen, als daß ich mit der vollkommensten Ehrerbietung und Erkentlichkeit bin rc.

Sieben und sechzigster Brief.

Eines Frauenzimmers.

Machen Sie sich keine Sorge, Ihr Freund hat weder eine Belohnung zum voraus, noch eine bey der Ueberbringung Ihres Briefes erhalten. Ich kann mich auch nicht besinnen, daß ich Ihm eine versprochen hätte; und wenn es auch geschehen wäre, so will ich mich nicht besinnen, weil er damit gepralt hat. Ueberhaupt

haben Sie recht, er ist ein bischen tückisch; so eine ehrliche Mine, als er sich auch geben kann. Was verliert er denn, wenn Sie an mich schreiben? Nichts, auf der Welt nichts. Und wenn er ja ein Recht zu haben glaubt, Sie zu hintergehen, muß er es denn zu meinem Schaden thun, und Ihnen den giftigen Rath geben, daß Sie nicht mehr an mich schreiben sollen? Aber der gute boshafte Rathgeber hat sich betrogen, und er soll unsern Briefwechsel nicht aufheben, wenn er auch zaubern könnte, und das kann er doch gewiß nicht. Ich sage Ihnen also, daß mir Ihre Briefe recht angenehm sind, und ich traue dieser Versicherung so viel zu, daß ich bald wieder einen von Ihnen erhalten werde. Und wenn die meinigen dazu dienen, Ihnen einen zufriedenen Augenblick mehr zu machen: so wüßte ich nicht, warum wir nicht zeitlebens an einander schreiben wollten. Ja, wir wollen es thun, wir wollen uns schreiben; und wenn es den schlauen Freund verdrießt, wollen wir uns gar gut seyn, und er soll unsere Briefe bestellen, und unsere Freundschaft immer wachsen sehen müssen, damit er nicht ohne Ursache böse ist. Ich kann ihn fast gar nicht mehr leiden, und ich habe große Lust, ihn zu hassen, wenn Sie meynen, daß man sich an ihm eben nicht sehr versündiget. Doris will ich mit der Bedingung für Sie aufheben, wenn Sie als Mann noch so artig und fromm seyn wollen, als Sie als Jüngling sind. Unser boshafter Freund kömmt; ich will ihm den Brief dreist vorlesen, er kann mir doch kein finstrer Gesichte machen, als er schon mitbringt. Da sieht er kaum, daß ich recht sehr Ihre gute Freundin bin rc.

Acht und sechzigster Brief.

Hochzuehrender Herr!

Es thut mir leyd, daß ich die Ehre, die Sie mir anbieten, nicht annehmen kann. Eine Frühlingscur, und eine Reise, die ich deswegen vornehmen muß, und zwar noch diese Woche, verwehren mir, eine Vorrede vor Ihre Gedichte zu machen, und kommen meiner Bescheidenheit und Furchtsamkeit in diesem Falle zu Hülfe. Indessen danke ich Ihnen von ganzem Herzen für das besondere Vertrauen dessen Sie mich würdigen, und ich will es den Augenblick durch eine freundschaftliche Erinnerung zu verdienen suchen. Ich wünschte nemlich, Hochzuehrender Herr, daß Sie Ihre Gedichte vor dem Drucke noch mit einigen guten Freunden und Kennern durchgehen, und hin und wieder verbessern, auch etliche gar weglassen möchten. Ich finde überhaupt viel schönes darinnen; aber auch vieles, das mir nicht gefällt; vieles, das mir in Ansehung Ihres Charakters zu frey scheinet, zumal wenn ich bedenke, daß diese Schrift einem großen Gottesgelehrten dediciert ist. Doch ich kann irren, und es kömmt nicht auf meinen Ausspruch an, sondern auf das Urtheil der Kenner. Haben Sie dieses schon zu Rathe gezogen, so will ich mit Freuden Unrecht haben. Alles dieses sage ich Ihnen aus wahrer Aufrichtigkeit, und nicht im geringsten aus einem kritischen Stolze. Ich wünsche mir Ihre Freundschaft, und rede mit Ihnen, als Ihr Freund. Nehmen Sie mirs also nicht übel, wenn ich bey meiner Erinnerung die Worte nicht sorgfältig genug gewählt habe. Ich bin mit der grösten Hochachtung ɾc.

Neun und sechzigster Brief.

Meine liebe Jungfer Muhme!

Ich habe Ihr doppeltes Geschenk erhalten. Es herrscht in Ihrer Art, zu sticken, eben der gute Geschmack, der in Ihren Briefen und Gesprächen herrscht, und ich würde ungerecht handeln, wenn ich Ihnen diesen Lobspruch länger verschweigen wollte. Genug, Sie haben mich mit Ihrer Geschicklichkeit beschenkt; und was ist billiger, als daß ich Sie wieder mit der meinigen beschenke? Für zwo Stickereyen von ihren Händen schicke ich Ihnen zwey Bücher von den meinigen; ein Catechismus und ein Roman. Wenn Sie der lezte verderbt, so soll Sie der erste unmittelbar wieder bessern. Sie lachen? Wollen Sie mir dadurch sagen, daß ich mir diese Sorge nicht machen dürfte; daß mein Roman selber ein Catechismus wäre; Ey, ey, Jungfer Muhme, das war zu boshaft gelacht! So beißend hat mich noch kein Mensch kritisiret. Ich vergebe es Ihnen, weil ich nicht gleich ein Mittel weiß, mich zu rächen. Wir sind nahe Freunde und = = ja; und wer weiß, ob Sie ganz Unrecht haben? Wir wollen nicht mehr daran denken. Leben Sie wohl. Grüßen Sie Ihre liebe Mama und Jungfer Schwester hundertmal von mir.

Siebenzigster Brief.

An eine Freundin.

Meine liebe Madame!

Ehe wir noch mit einander reden, so erlauben Sie mir, daß ich Ihnen in Gedanken etliche Dutzend

Mäul-

Mäulchen geben darf; denn das kann Ihr Mann nicht sehen, und wenn ers auch nach seiner Scharfsichtigkeit sähe: so kann ers uns doch nicht wehren. Auf die Mäulchen will ich Ihnen nunmehro sagen, daß ich Ihnen recht herzlich gut bin, und daß ich von Ihrer freundschaftlichen Seele eben dieses erwarte. Ach wenn doch der May schon da wäre! Den ganzen May will ich bey Ihnen zubringen; da wollen wir mit einander reden, mit einander lesen, mit einander scherzen und spazieren gehen und uns freuen, daß wir leben und gute Freunde sind; da wollen wir uns ins Grüne setzen und Blumen pflücken, und einander Kränze winden, und dem Himmel für den ganzen Frühling danken. Alles das wollen wir thun! Aber wo soll denn Ihr Mann bleiben? Ihr Mann? Der kann auch mitgehen, wenn er nicht zu studieren hat. Er kann aber auch zu Hause bleiben, und unterdessen etwas poetisches oder prosaisches arbeiten, damit er uns bey unserer Zurückkunft etwas vorlesen, und sich unsern Beyfall verdienen kann. Wer gesund ist, der muß arbeiten, und wer so viel Geist hat, wie Ihr Mann, der muß für zwo Personen arbeiten; ein kranker Poet aber, und eine liebe junge Frau müssen sich für drey Personen vergnügen. Der Doctor hat mir ausdrücklich gerathen, daß ich den Brunnen in Ihrer Gesellschaft trinken soll; und wenns der Doctor nicht gewesen ist, so ists mein eigenes Herze gewesen, und beyden folge ich gerne. Sie können unmaßgeblich immer die jungen Hüner gut füttern lassen. Gemästete Kälber sollen auch ganz gesund seyn. Noch eins, liebe Madame, wo soll ich schlafen? nur in keiner Kammer, wo Mäuse sind. Ich will lieber etliche kleine Bären und ein Rhinoceros um mich haben, als diese geschwindfüßigen Unholde. Es geht doch auf Ihrem Landgute nicht etwan um? Nun, wenns auch wäre!

re! Ich bringe einen ganzen hübschen Vorrath von schlechten Gedichten mit, mit denen ich die Gespenster auf zehn Meilen Weges fortlesen will. Es haben sich schon verschiedene gute Freunde zu meinem Reisegefährten angeboten; es ist mir aber immer, als wenn ich keinen mitnehmen würde. Ich kann nicht sagen warum? aber ich fühle es, daß wir sie nicht brauchen. Ihr Mann möchte auch verdrießlich werden, wenn viele Leute unsere Vertraulichkeit mit ansähen.

Nun, das wird recht hübsch seyn! Aber meine liebe Freundin, es sind noch zween Monate bis dahin, wenn es doch nur so viel Tage wären! nehmen Sie es mir nicht übel, ich muß Ihnen wieder ein Mäulchen geben. Denn ich bin von dem vielen Schreiben ganz entkräftet. Sie können mirs ja wieder geben, wenn Ihr Mann Umstände machen will. Grüßen Sie ihn, und sagen Sie ihm, daß ich seine Schriften so gern, als Mosheims Werke, läse, damit er mir nicht gram wird. Ich bin zeitlebens Ihr recht sehr guter Freund.

Ein und siebenzigster Brief.

An einen guten Freund.

Sie wissen doch, daß heute schon der fünfte May ist, und daß Sie mir versprochen haben, den May bey mir auf dem Lande zuzubringen? Ich erinnere Sie also an Ihr Versprechen, oder vielmehr an das Vergnügen, das Sie sich selbst schuldig sind. Ich lade Sie von neuem ein, im Namen meiner lieben Frau, im Namen der losen Doris, im Namen der Freundschaft, der Liebe und des Mays.

Das

Das Herz der edlen zu entdecken,
Lachst du, o May, mit heitern Blicken
Aus der verschönerten Natur;
Schmückst Freunden, die dich zu geniessen,
Und dankbar zu gebrauchen wissen,
Vor andern Fluren meine Flur.

Kommen Sie, Sie sollen alles finden, was Sie von dem Frühlinge und einer gastfreyen Wirthin erwarten können. O was machen Sie für eine unschlüßige Mine! Das ist die Mine der Unterthanen, denen der gnädige Herr einen Hoftag ansagen läßt, und nicht die Mine eines Geselligen, den seine Freunde zum Vergnügen rufen. Mit ihren traurigen Büchern! Ob Sie nun in Ihrem Leben vierzehn Tage mehr oder weniger studieren, dabey wird die beste Welt nicht viel verlieren. Sie und viele andere wissen zu viel, als daß ich glauben könte, daß Sie noch aus Liebe für die Wissenschaften und für die Welt, und nicht vielmehr aus einem Weisheitsvollen Stolze studieren sollten. Im Vertrauen geredet, diese ganze Stelle von dem, **O was machen Sie** = = an, hat mir meine Frau eingegeben. Ich wollte es beschwören, daß es zugleich eine Satyre auf mich seyn soll, und ich wollte gern böse auf meine Frau werden, wenn ich nur könte. Aber wo kann ich? Sie hat mir, da sie mir die Spötterey vorsagte, eine Mine gemacht in der mehr Freundlichkeit war, als in zehn Satyren Bosheit seyn kann. Sie bleibt die Frau die ich mir nicht besser wünschen kann, und die Sie, als ihren Bruder, liebt; aber unter der Bedingung, daß Sie zu uns kommen. Sie hat unserm Christoph schon anbefohlen, daß er auf den Sonnabend nach L = = fahren, daß er sein bestes Kleid anziehen, daß er die Kutsche abputzen, daß er heute und morgen den Pferden viel zu gute thun, daß er Sie abholen, daß er nicht viel mit Ihnen reden, daß er Ihnen alles an den Augen absehen,

und sich ja in acht nehmen sollte, daß Sie nicht mitten auf dem Wege aus der Kutsche sprängen, und zu Fuße nach L== zurück kehrten. Christoph fragte, ob denn der Herr so eigensinnig wäre. Ja doch, sagte meine Frau, er ist eben so eigensinnig, als gutwillig, um desto aufmerksamer müßt ihr seyn; kurz, es ist der Herr, in dessen Büchern ihr Sonntags immer leset. Hier verbeugte sich Christoph, und sagte, daß ihm ein ganzes Jahr Lohn nicht so lieb wäre, als daß er diesen Herrn fahren sollte. Er wird also auf den Sonnabend zu Mittage in vollem Staate, und in tiefer Ehrfurcht, vor Ihrem Hause erscheinen, und wir wollen Sie gegen Abend in der kleinen Allee, mit offnen Armen und gedeckter Tafel erwarten. Herr R== läßt Sie ganz weichmüthig grüßen. Es ist mit dem Frühlinge eine große Veränderung in seinem Charakter vorgegangen.

Der Stolze, der vor unsern Ohren
Die Liebe tausendmal verschworen,
Verseufzt itzt seinen Tag betrübt;
Haßt, die ihn suchen aufzuwecken;
Flieht einsam in die finstern Hecken.
O May! wo ist sein Stolz? Er liebt!

Im Ernste, er liebt. Rathen Sie, wenn? Sie errathens nicht. Die junge Witwe. Diese hat durch Hülfe des Lenzens das ganze System seines hagestolzischen Herzens über den Haufen geworfen. Es ist sein Ernst, daß er sie heyrathen will, und ich habe nicht viel dawider einzuwenden; Sie vielleicht auch nicht. Unterdessen ist sie noch zu sehr Witwe, als daß sie ihn unter acht Tagen anhören sollte. Kommen Sie, bringen Sie uns was zu lesen, ein offnes Gesichte, und ein offnes Herz mit. Ich bin rc.

Zwey und siebenzigster Brief.

Ein Frauenzimmer an ihren Liebhaber.

Ich habe mir alle Mühe gegeben, Sie zu vergessen, und ich hatte es, ohne Ruhm zu melden, schon weit gebracht; aber Ihr letzter Brief hat alles wieder eingerissen. Ich weiß nicht, ob mein Herz zu gut ist, Sie zu vergessen, oder ob Sie zu gut sind, vergessen zu werden. Genug, ich fühle, daß Sie mir noch nicht gleichgültig geworden sind, und es würde mir gar nicht zuwider seyn, wenn ich eine Stunde um Sie seyn, und Ihrem prosaischen und poetischen Gewäsche zuhören sollte. Allein verlassen Sie sich nicht zu sehr auf diese Versicherung. Ich stehe nicht für mein Herz. Woher weiß ich, ob es den Eindruck von Ihren Verdiensten in die Länge behalten wird? Andere Leute haben auch Verdienste, und ein Verdienst kann ja wohl das andre auslöschen. Wenn ich Ihnen also recht ehrlich rathen soll, mein Geliebter, so schreiben Sie mir ja fein oft, damit ich Gelegenheit habe, mich an Sie zu erinnern, und mein Herz mit Ihnen von neuem anzufüllen. Loben Sie mich ein bischen, reden Sie von meiner Geschicklichkeit in der Musik, im Zeichnen, in der Poesie. Sagen Sie, daß Ihre Verse unter den meinigen sind, daß Sie mir viel zu verdanken haben, daß Ihnen jede Stunde noch kostbar ist, die ich Ihnen aufgeopfert habe. Dieses ist das, was Sie mir schreiben sollen. Die Art, es zu sagen, überlasse ich Ihrem feinen Witze. Nun will ich Ihnen auch sagen, was Sie mir nicht schreiben sollen. Erstlich über-

haupt nichts von meinen Fehlern: denn wenn ich auch welche hätte: so haben Sie, als mein Verehrer, doch kein Recht, sie wahrzunehmen. Ferner, schreiben Sie mir nichts von Charlotten, weder im guten noch im bösen; denn sie gehet Sie nichts an. Ich habe es ihrem Manne gesagt, daß Sie Briefe mit ihr wechselten, und er will deswegen an Ihre gnädige Herrschaft schreiben. Wenn ich gewußt hätte, daß er die Sache so weit treiben würde: so hätte ich wohl schweigen können. Endlich schreiben Sie mir keine solche Verschen mehr, als in Ihrem letzten Briefe stehen, sondern warten Sie, bis ich Sie um solche traurige Neuigkeiten bitte. Und noch einmal endlich, fangen Sie meine Briefe nicht mehr durch: **Mein liebes Christianichen**, an, oder, wenn Sie dieses Wort ja nicht lassen können: so setzen Sie wenigstens: **Hochedelgebohrnes, Hochzuehrendes Christianchen!** unter diesen Bedingungen sollen mir Ihre Briefe allezeit lieb seyn.

Drey und siebenzigster Brief.

An den Herrn Baron Gr**.

Vom Lande.

Wären Sie immer mit mir gefahren. Es gefällt mir ungemein wohl auf dem Landgute der Frau von K∗∗, und es würde mir noch besser gefallen, wenn ich weniger bedient würde, nicht so weich schlafen, und weniger vornehm speisen dürfte. Meine Wirthin ist die gefälligste Frau von der Welt. Ihr Gesichte ist so heiter, wie die Gegend auf ihrem Landgute, und ihre Fäulein Toch-

Tochter könte die Hälfte ihrer Reizungen und liebenswürdigen Eigenschaften entbehren, und darum doch noch die Mißgunst der Schönen, und die größte Hochachtung unsers Geschlechts verdienen. Soll ich Ihnen erzehlen, wie ich meine Tage hier zubringe? Aber warum frage ich noch? Sie haben mirs ja befohlen; ich habe es Ihnen versprochen, und es würde mir zu viel an meinem Vergnügen fehlen, wenn ichs Ihnen nicht beschreiben dürfte. Machen Sie sich also immer zur Geduld gefaßt, Herr Baron! denn ich habe heute überaus große Lust, zu schwatzen.

Ich schlafe in einem Zimmer, das auf der einen Seite in den Hof, und auf der andern in den Garten und in das Feld gehet. Meistens um sechs Uhr des Morgens stehe ich schon an dem Fenster, und überschaue mit einem unersättlichen Auge den Herbst, im Felde und Garten. Der weite Himmel, davon wir in der Stadt nichts wissen, ist mir aus meinem Fenster ein ganz neues Schauspiel. Hier stehe ich nun, und vergesse mich eine halbe Stunde im Sehen und Denken. Nach diesen glücklichen Augenblicken, und ganz berauscht von dem Geiste des Morgens, öffne ich die Thüre, um einen Bedienten zu haben; aber so glücklich wird mirs nicht. Nein, es kommen ihrer wenigstens drey auf einmal, die sich mir zu Ehren aus dem Athem gelaufen haben, und mit aller Gewalt zu meinem Befehl seyn wollen: und wenn ich den einen etwas bitte, so nimmt es der andre übel, daß ich weniger Vertrauen zu ihm habe. Kurz, ich muß mich anziehen lassen, ich mag wollen oder nicht.

Unter dieser Beschäfftigung besuchen mich fünf bis sechs freundliche Windhunde, mit denen ich mich in ein kleines Gespräch einlasse, weil ich weiß, daß sie mir nicht ant-

worten. Indessen erzehlt mir der Jäger ihre Thaten von Jagd zu Jagd, beschreibt mir das ganze Revier, und kränkt sich, daß ich kein Liebhaber vom Hetzen bin. Weil ich ihm einigemal zu verstehen gegeben habe, daß man auch gegen die Thiere barmherzig seyn müßte: so hat er sich heimlich bey der gnädigen Frau erkundiget, ob ich ein Pietist wäre.

Nunmehro kömmt der Caffee; ich nehme ein Buch, mache eine gelehrte Mine, und den Augenblick fliehen meine Bedienten. Die Bücher, die ich zu mir gesteckt habe, sind der Terenz, der Horaz und der Gresset. Sollten Sie wohl glauben, daß ich in diesen Dichtern auf dem Lande weit mehr Schönheit finde, als in der Stadt? Doch warum sollten Sie sich wundern? Hier ist die Natur selbst ihre Auslegerin, die sie begeisterte, als sie sangen. Und sie erklärt sie, wenn gleich nicht so gelehrt, doch angenehmer und deutlicher, als die angesehensten Commentatores. Die Beschreibung einer schönen Aussicht, die Gemälde von der Unschuld und Freyheit des Landlebens entzücken mich doppelt, wenn ich sie mit der Natur zusammen halten kann. Selbst die andern Schönheiten der Poeten rühren mich hier mehr, als in dem Geräusche der Stadt; hier, wo mein Verstand durch die Anmuth des Landlebens offner, und mein Geschmack lebhafter und feiner gemacht wird. Diesen Morgen fiel mir der Eunuchus in die Hand, ich wollte ihn durchlesen; aber ich kam in der ganzen Stunde nicht weiter, als bis zu dem Ende der zwoten Scene, so oft bin ich durch die liebenswürdige Einfalt dieser Auftritte entzückt und aufgehalten worden. Ich kann mir nicht helfen, Ich muß Ihnen ein Stück aus der Anrede des Parmeno an seinen verliebten Herrn aufbringen; es ist gar zu schön.

Et quod nunc tute tecum iratus cogitas:
Egone illam? quæ illum? quæ me? quæ non? sine modo;
Mori me malim: sentiet, qui vir siem.
Hæc verba me hercule una falsa lacrumula,
Quam, oculos terendo misere, vix vi expresserit,
Restinguet: & te ultro accusabis, & ei dabis
Ultro supplicium.

So? höre ich sagen, warum haben Sie denn eben diese Stelle ausgezogen? Ist es etwan gar eine Bosheit, die mir gelten soll? Eine Bosheit? Nein, Herr Baron; aber fragen Sie nur Ihr Herz, ob etwas wahrers und richtigers seyn kann, als diese Stelle. Ja doch, rief ich überlaut, da ich sie las, ja doch, **eine kleine falsche Thräne**! ich sehe das Mädchen, itzt reibt sie sich die Augen, und zwar **erbärmlich**. Vortrefflich! Die kleine Thräne will nicht kommen; aber sie muß. Und itzt löscht diese Thräne alle die hitzigen Reden des Phädria aus; alle auf einmal. So dachte und sprach ich mit mir, und schmähte auf mich, daß ich nicht auch so klug, wie Terenz, wäre. Vergeben Sie mir diese Schulepisode. Ich will gleich von meinen Büchern zu einem andern Zeitvertreibe eilen.

Wenn ich mich bald satt gelesen habe: so warte ich der gnädigen Frau und Fräulein Tochter auf. Ich treffe sie gemeiniglich bey einem Buche, oder mit dem Verwalter über einer Rechnung an. Alles lacht mir entgegen, und so gar der Verwalter, der zwanzig Jahre ein Wachtmeister gewesen ist, zwingt sich, aus seinem fürchterlichen Gesichte mir ein freundliches zu machen. In dieser Stunde, (denn so lange halte ich mich ohngefehr in dem Zimmer meiner Gebieterin auf,) verdiene ich eigentlich die Erlaubniß, mich auf ihrem Landgute zu vergnügen. Ich

rede

rede mit ihr, und unser Gespräch betrifft gemeiniglich die Erziehung ihres Sohnes, der Hoffnung ihres Geschlechts. Wenn es bald Mittag ist, so setze ich mich mitten auf den Hof, dessen oberste Hälfte gepflastert und mit einem Geländer umgeben ist. Ich klingle mit einem kleinen Glöckchen, und darauf kömmt ... wer dächten Sie wohl? eine Heerde Federvieh, zu Fuße und im Fluge, herbey geschossen. Ich fütterte also Hüner, Truthüner, Enten, Gänse, Tauben, alles unter einander, und überzehle meine Nation. Der Tauben ist beynahe ein unzehlbares Volk. Darauf besuche ich die Rebhüner und Wachteln in ihrer Stube auf dem Taubenhause, und zugleich die jungen Tauben. Eine angenehme Scene! Hier füttert die Mutter ihre Kinder; dort brütet die andre eine noch künftige Nachwelt aus, und wird von ihrem Gatten ermuntert, das Nest zu verlassen, ihm Platz zu machen und sich mit der Mahlzeit zu erquicken. Erst bittet er sanft und liebreich, dann redet er ernsthafter, und wenn sie von ihrer Pflicht noch nicht weichen will: so gebietet er mit einem täuberischen Tone, und drehet sich zehnmal in den Kreis herum, als wollte er sie nicht mehr ansehen, und ihr doch auch die Freyheit lassen, sich, unbemerkt von ihm, aus dem Neste zu entfernen. Von da gehe ich in die Pferdeställe, und endlich von Stalle zu Stalle, und sehe die gute Ordnung, die Reinlichkeit der Ställe, und die Mühe, mit der die Menschen dem Viehe ihren Nutzen abverdienen müssen.

Um zwölf Uhr wird die Gesindeglocke geläutet, und nie bin ich froher, als wenn ich, ohne bemerkt zu werden, eine große Tafel, voll gesunder und hungriger Mägde und Knechte speisen sehe. Wenn diese Leute auch sonst nicht so glücklich sind, als ihre Herrschaft: so sind sie doch

bey

bey Tische gewiß glücklicher. Alles ißt und redet zugleich an ihnen. An der einen Seite sitzt das Mannsvolk, und an der andern sitzen die Dorfschönen. Ein Brodt, so breit, wie der Tisch, ist vor der halben Stunde verzehrt. Sie können leicht denken, daß es unter diesen beyden Geschlechtern auch Zärtliche giebt, und daß sich der Knecht, wenn er in die Schüssel sehen will, zuweilen vergißt, und seiner Geliebten in die schwarzen Augen siehet. Gestern war in einem benachbarten Städchen Jahrmarkt. Sie hatten die hergebrachte Freyheit, von ein Uhr an, den Jahrmarkt zu besuchen. Alle waren bey Tische in ihrem völligen Staate, und jeder Knecht triumphirte mit einem Bande auf seinem Huthe, wie es seine Schöne um die Haare trug. Ihre Tafel war mit etlichen Schüsseln Tauben besetzt. Alles gieng freyer und empfindlicher zu. Die Schönen scherzten mit ihren Geliebten, wer dem andern einen Jahrmarkt kaufen sollte, und brachen, um es durch das Glück auszumachen, das Schloßbein der Tauben mit einander entzwey. Die Chapeaus ließen den Schönen gemeiniglich die größte Hälfte, und diese bückten in währendem Spiele sich so vortheilhaft über die breite Tafel, daß ihre Galanen entweder den Sieg vergaßen, oder ihn doch am Ende vergessen könten;

Denn Mädchen, wenn sie gleich das Dorf erzogen hat,
Sind wie die Mädchen in der Stadt.

Unter diesen jungen Leuten sitzt zu oberst an der Tafel, ein schon grauer Mann, ceu pius Aeneas, welcher Nachtwächter von dem Herrnhofe ist, und doch den Tag über die sauerste Handarbeit verrichtet. Man ißt nicht eher, bis er seinen Platz eingenommen hat, und so bald er aufsteht, folgt die ganze Schaar von zwanzig Personen nach. Wenn sie Fleisch haben, welches die Woche drey

oder

oder viermal geschiehet: so ißt er nur die Hälfte von seiner Portion, und die andre Hälfte trägt er seiner neunzigjährigen Mutter nach Hause. Und eben um diese zu erhalten, ist er Nachtwächter; denn er bekömmt für jede Nacht einen Groschen. Ein schreckliches Geld! Aber der gute Mann muß nicht nur von zehn Uhr bis zum Tage für einen Groschen wachen, sondern auch beständig beten und singen, damit man weiß, daß er wacht. Kurz, der Mann muß für das ganze Dorf und alle umliegende Gegenden beten. Er kann auch wirklich alle Psalmen und das ganze Gesangbuch auswendig. Und in so weit dieses zu seinem Dienste nöthig ist: so glaube ich, daß man weit eher zehen gute Gerichtsverwalter, als einen tüchtigen Nachtwächter für diesen adelichen Hof finden kann. So wenig er schläft, so viel er arbeitet; so ist er doch gesund, zufrieden und die Freundlichkeit selbst. Sie vergeben mirs gewiß, daß ich mich so lange bey der Beschreibung dieses Mannes aufgehalten habe. Denn sind sie nicht auch meiner Meynung, daß er eher verewiget zu werden verdient, als mancher große Mann, der sich in seinem Kupferstiche bewundert, und dessen Leben einen ganzen dicken Quartanten anfüllet?

Wenn das Gesinde gegessen hat, so gehet unsre Tafel an, und ob gleich die gnädige Frau, mir zu Liebe, eine Stunde hat eingehen lassen, so sitzen wir doch noch immer zwo. Ueber der Tafel gehöre ich der gnädigen Frau an, und nach der Tafel, damit ichs kurz mache, dem Garten, dem Schache und dem Clavecin. Der Abend, von acht Uhr an, ist für mich allein. Da lese ich noch eine Stunde, und so geht der Tag vorbey. Was das meiste ist, so bin ich die ganze acht Tage gesund gewesen. Das ist viel Glück!

Mich

Mich deucht, Sie wissen nunmehro genug von meinem Zeitvertreibe auf dem Lande, und vielleicht mehr, als Sie haben wissen wollen. Dennoch muß ich Ihnen noch eine lustige Begebenheit erzehlen, welche die Kirchenordnung in der hiesigen Gegend angehet. Diese ist sehr tyrannisch. Ich gehe am vergangenen Sonntage ganz allein in die Kirche, weil die gnädige Frau Fremde bey sich hatte. Ich setzte mich unbekant neben den ersten den besten Bauer. Ein Student stieg auf die Kanzel, und fing über das Evangelium von den Lilien auf dem Felde eine schreckliche Predigt an. Er war so philosophisch, daß er den Bauern erklärte was säen und erndten wäre. Die Predigt that ihre natürliche Wirkung auf mich; ich schlummerte sanft ein. Aber in dieser Kirche hat man die Freyheit nicht, über einer schlechten Predigt einzuschlafen. Mein Nachbar weckte mich mit einem ziemlichen Stoße sehr geschwind auf, und rief: **Der Junge kömmt!** Ich wußte nicht, was er wollte, und glaubte, weil der Prediger gleich mit einer Stelle aus dem Cicero bewies, daß niemand reich wäre, der nicht eine Armee aus seinem Vermögen unterhalten könte, daß er mich dieser gelehrten Stelle wegen aufgeweckt hätte, und also schlief ich wieder ein. Im kurzen erwachte ich zum andern male von einem derben Schlage, und sahe einen kleinen Bauerjungen mit einem ziemlich langen Stecken vor mir stehen. Er gab mir einen Verweis mit der Mine. Nun wußte ich, was mein Nachbar hatte haben wollen. Dieser Junge hat das Recht, mit seiner Lanze in der Kirche herum zu laufen, und die Leute aufzuwecken. Ich schämte mich, und wollte lieber eine elende Predigt anhören, als mich noch einmal vor der ganzen Gemeine auf den Kopf schlagen lassen. Muß der Junge nicht lachen, wenn er in wenig Tagen den Herrn in der

Kutsche der gnädigen Frau, mit vier Pferden bespannet, durch sein Dorf wird fahren sehen, dem er am Sonntage seine Gewalt hat fühlen lassen? Ich bin mit dem Ende dieser Woche gewiß wieder in Leipzig. Wollen Sie aber noch zu uns kommen, so will ich bis künftige Woche hier bleiben, und mir in Ihrer Person ein neues Verdienst bey meiner Wirthin und der Fräulein erwerben. Ich dächte, Sie kämen!

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

X IX 89

X IX 89

X IX 89

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gellert, Christian Fürchtegott,

Briefe für junge Leute

Frankfurt u.a. 1771

Epist. 311
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10402877-3
VD18 10082026-008